

Werk

Titel: A. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1885

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0006|log26

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



1. MISCELLEN.

A. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken.

1. *Zu Goethes Aufsätzen über Kunst.* Eine hübsche Ergänzung zu den G.-J. V, S. 298—308 veröffentlichten Bemerkungen gibt Kuhn in seinen Mittheilungen aus H. Meyers Nachlass (vgl. unten, Bibliographie, Regesten). Nach dem von ihm beigebrachten Briefe Goethes an Meyer ist er geneigt, zwei Aufsätze über Kunst für Goethe zu reclamiren, den einen: »Steindruck« Kunst und Alterthum V, 3, S. 148—153 VI, Heft 1, S. 27—46, den andern »Stuttgart« das. V, 3, S. 153—159.

Dass der letztere wirklich von Goethe herrührt, ist nach des Letztern Worten »Den Aufsatz über Stuttgart habe nach Boisseréeschen Mittheilungen oder Andeutungen geschrieben« ganz unzweifelhaft. In Boisserées Tagebuch über den Weimarer Aufenthalt 17. Mai bis 3. Juni 1826 (Sulpiz Boisserée I, 471—480) ist allerdings von Mittheilungen über Stuttgart nicht die Rede, wohl aber kommt in seinen Briefen (a. a. O. II, S. 420) eine diesbezügliche Stelle vom 25. März 1826 vor, und manches, was sich in dieser nicht findet, mag im Gespräche mitgetheilt worden sein. Der fragliche Aufsatz Goethes lautet:

»Von der Sammlung der Herren Boisserée und Bertram, lithographirt von Strixner, liegt die 13. und 14. Lieferung nebst dem zur 15. gehörigen Christusbildniss nach Hemling vor uns.

In der dreyzehnten befinden sich zwey Blätter, nach Flügelbildern von Albrecht Dürer im Jahre 1523 für die Hauskapelle eines Köllnischen Patriziers gemalt. Auf dem einen Joseph und Joachim, auf dem andern Simeon und Lazarus, letzterer in bischöflichem Ornat, weil er nach seiner Auferweckung der erste Lehrer des christlichen Glaubens in Marseille gewesen seyn soll. Das Mittelstück zu diesen Flügelbildern ist nicht auf uns gekommen.

Auf dem dritten Blatte sieht man den auferstandnen Christus nach Hemling, die Figur in derselben Grösse wie die vorgenannten Heiligen.

Die Besitzer der Sammlung haben diese ganz selbständige Figur aus dem reichen Gemälde von Hemling herausgenommen, aus welchem sie bereits die Geburt und das Pfingstfest gegeben, und zwar um das Doppelte vergrößert; auf einem einfachen gelben Hintergrund, mit Beseitigung der landschaftlich fortlaufenden und übergreifenden episodischen Darstellung. Oben genannte Flügelbilder erhalten dadurch einigermaßen ein passendes Mittelstück.

Man durfte sich übrigens diese Vergrößerung gar wohl erlauben, da Hemlings Gemälde vollkommen ausgeführt ist, so dass bey Nachbildung ins Grössere nichts hinzugethan zu werden brauchte. Es ist als wenn man das Gemälde durch eine Loupe sähe. Insofern und weil die ersten Bilder dieser Sammlung in sehr verkleinertem Maßstabe lithographirt werden mussten, ist es ganz willkommen und lehrreich, ausnahmsweise auch einmal das Umgekehrte zu sehn.

Die 14. Lieferung enthält ein weibliches Bildniss nach Lucas Cranach, ferner die Ruhe in Aegypten nach einem unbekannten deutschen Meister aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, welcher die Landschaft sich zu seinem Hauptzwecke vorsetzte und sie mit grossem Erfolg zu behandeln wusste. Drittens folgt die Predigt des heiligen Norbert, Bischofs von Magdeburg, gegen den Gottesläugner Tanchlin in Antwerpen, dann Bernhard von Orley, bewunderungswürdig lithographirt von Bergmann, einem Schüler Strixners, von welchem letzteren zu diesem wie zu allen übrigen Blättern die Ton-, Licht- und Massenplatten mit der ihm durchaus eigenthümlichen Kunst gefertigt worden.

Das Bildniss Christi nach Hemling in Lebensgrösse wie das Original, ist ganz nach dem von alten Zeiten her als Bildniss Christi überlieferten Typus. Der Künstler hat nur die malerische Ausführung hinzugethan, diese aber ist und besonders im Colorit so meisterhaft, dass die lithographische Nachbildung, wie gelungen sie auch erscheinen muss, doch keinen hinreichenden Begriff davon geben kann.

Uns aber darf es wohl höchlich freuen, dass die Boissérée'sche Sammlung unschätzbaren Gemälde, die wir seit zehn Jahren kennen und zu würdigen verstehen, bisher von so vielen durch eigenes Anschauen erkannt worden, und um, durch die immer fortwirkende Lithographie, nach ihrem Hauptsinn und Zweck wenigstens allgemeiner bekannt wird. In dem ersten Stück des ersten Bandes gegenwärtiger Zeitschrift haben wir vor acht Jahren dieser Angelegenheit Erwähnung gethan und wie sehr muss es uns freuen, dass in einer so flüchtig dahinrollenden, sich selbst aufzehrenden Zeit, ein so ernstes und schwieriges Werk immer seinen reinen, ruhigen und gesteiarten Fortschritt erhalten.

Es sind nun fünf Jahre seit Ausgabe der ersten Lieferung, und betrachtet man was in der Zeit bezüglich auf lithographische Technik für das Werk geleistet ward, so bemerkt man eine ununterbrochene Steigerung; das Korn der Kreide ist immer feiner, dadurch die Zeichnung bestimmter und zarter geworden, die Schattenmassen haben an Kraft und Durchsichtigkeit, die Töne mehr an Klarheit gewonnen; auch hat man sich an den mannigfaltigsten Gegenständen versucht. Wir finden die einfachsten, sowie die reichsten und complicirtesten Darstellungen: Köpfe von der Dimension eines Zolls bis zur Lebensgrösse; die verschiedensten architektonischen und landschaftlichen Hintergründe; bedeutender Lichteffect, Stoffe und Beywerk aller Art sind aufs vorzüglichste nachgebildet.

Auf der Höhe, welche das Werk erreicht hat, kann derjenige der die Sammlung selbst nicht gesehen, sich bereits einen entsprechenden Begriff von dem eigentlichen Charakter derselben machen. Die vorliegende Masse von drey und vierzig Blättern zerlegt sich, wie die Sammlung selbst, in drei Hauptabtheilungen, wie wir solches durch eine beygefügte Tabelle anschaulicher zu machen gesucht haben.

Es dürfte daher kaum nöthig seyn auszusprechen, dass dieses Werk als eine nothwendige Zierde einer jeden Kunstsammlung anzusehen sey. Wir aber freuen uns, bey gleich Anfangs liebevoller Theilnahme, unsere Wünsche auf einen so hohen Grad erfüllt zu sehen, um für die Zukunft zu erhoffen, dass diese Nachbildungen fortgesetzt und ohne Unterbrechung mitgetheilt, ein sowohl vaterländisches wie allgemein kunsthistorisches Interesse, nach mehreren Seiten behaupten werden.

Die Tabelle, die oben angedeutet ist, gibt ein Verzeichniss der Boisséréeschen Blätter nach den Jahrhunderten, aus denen dieselben stammen. Beim 14. Jahrhundert heisst es: »Byzantinischer Typus, mehr oder weniger eigenthümlich ausgebildet. Die Költnische Schule vorherrschend«; beim 15. »Die gewissenhafteste portraitartige Nachahmung der Natur; Spiegel der burgundischen Zeit. Die Schule der Brüder van Eyck vorherrschend«; beim 16. »Freyere Nachahmung der Natur, Einfluss der italiänischen Kunst, Hinneigung zur Manier. Kunst und Prachtliebe vom Kaiser Max und Carl V. Mehrere Schulen neben einander wirkend«.

Weniger gesichert scheint mir Goethes Autorschaft für den Aufsatz »Steindruck«. Goethes Worte: »Hierbey mein Theuerster übersende die Folge vom Steindruck mit Bitte das Manuscript noch einmal durchzusehn« enthalten kein bestimmtes Zeugniss, dass Goethe den Aufsatz geschrieben. Da, wie aus zahlreichen

Zeugnissen hervorgeht, die Kunst-Abtheilung der Goetheschen Zeitschrift Meyer zum Verfasser hat, so bedürfte es klarerer Worte, als der eben angegebenen, um Goethes Autorschaft anzunehmen. Diese Worte können vielmehr auch so erklärt werden, dass Meyer aufgefordert wird, seinen Aufsatz, der im Manuscript bei Goethe lag, nach den im Gespräch mit dem Freunde erörterten Grundsätzen nochmals durchzugehen.

Zum Beweise der Autorschaft Goethes theilt Kuhn zwei Briefe Schadows an Meyer mit. Aber diese Briefe beweisen nicht viel. Schadow bittet, dass seiner Steindrucke Erwähnung geschieht; es ist ihm sehr daran gelegen »meine vielen Bemühungen um die Lithographie durch gute Worte des Herrn von Goethe ermuntert zu sehen«. Solche Ausdrücke beweisen doch nur, dass Schadow grossen Werth auf eine Schätzung seiner Bestrebungen in der Zeitschrift »Kunst und Alterthum« legte, die eben ausschliesslich als Goethes Eigenthum galt, da kein anderer Verfassername genannt wurde; aber sie bekunden, wenn sie nicht durch andere Dokumente unterstützt werden, durchaus nicht, dass Goethe dem Bittenden willfahrte. Übrigens ist der Aufsatz »Steindruck« nur einer von mehreren. Er betrifft zumeist das Werk: »Nachbildung der vorzüglichsten Gemälde der Gallerie zu München und Schleissheim 34—37. Hft.« Von demselben Werke wird Heft 1—33 in K. u. A. V, 2, S. 63 ff., Heft 38, 39 das. VI, 1, S. 147 besprochen. Neben diesen Münchener Steindrucken ist dann allerdings gelegentlich von Schadows Werk die Rede; es wird schon vom 12. Hefte desselben gesprochen, das Schadow am 1. Nov. 1825 übersendet hatte.

Übrigens erscheint das Datum des von Kuhn mitgetheilten Briefes Goethes an Meyer: 20. Juni 1826 zweifelhaft. Der ganze Brief scheint an einen Gesunden geschrieben zu sein; sowohl die darin enthaltenen Aufforderungen zu Arbeiten lassen das vermuthen, als der Schlusssatz: »Versäumen Sie ja nicht, um 4 Uhr bei mir einzutreten, es wird uns beiderseitig wohlthun«. Nun war aber Meyer damals schwerkrank, Boisserée nennt ihn im Mai »von den Ärzten aufgegeben«. Vielleicht war er Ende Juni gar nicht mehr in Weimar. Wenigstens lässt ein Brief, den Goethe am 11. Juli an den in Carlsbad Weilenden richtete, vermuthen, dass der Freund sich schon einige Zeit im Bade aufhielt. Der erste Absatz des gleich folgenden Briefes, sowie der Passus über Boisserée, der, wie wir sahen, Weimar bereits am 3. Juni verlassen hatte, machen es fast unmöglich, dass in jenen Junitagen ein Verkehr zwischen den beiden Kunstfreunden stattgefunden, wie ihn dieser Brief vermuthen lässt. Wahrscheinlich ist Januar statt Juni zu lesen.

Zur Ergänzung mag der Brief Goethes an Meyer vom 11. Juli hier folgen (Über Zelters Besuch vgl. G.-J. III, 240).

Mit¹ herzlichem Vergnügen und treuester Theilnahme erwidere die guten Nachrichten, die Sie uns von Ihrem Befinden ertheilen. Ich kann kaum an das Vergangene denken noch weniger wagte ich auszusprechen, wie schmerzlich mir die Entfernung der letzten Monate gewesen, in der uns Ihr Übel so traurig gehalten. Möge Karlsbad, wie es sich schon sonst an uns bewiesen, auch diesmal seine Kräfte bewähren.

Sulp. Boissière blieb noch einige Tage bei mir; sein Umgang war mir höchst merkwürdig, da er von einer ganz andern Seite als wir ins Leben eingegangen und sich auch dort wegen inneres und äusseres Interesses festhalten muss, so hat er sich doch durch grosse Thätigkeit, durch ein vieles reiches und mühsames Treiben zu einer solchen Höhe des Standpunkts erhoben, dass er nichts Gutes und Tüchtiges abzulehnen braucht. Auch von dem Einzelnen des Pariser Wesens wusste er viel zu erzählen, da er verschiedene Epochen dort erlebt hat.

Nun befindet sich *Zelter* hier, dessen Gegenwart mir doppelten Vortheil bringt, weil ich sowohl das Fundament und die Ausbreitung seines Thuns abermals lebhaft erkenne als auch veranlasst werde Alles hervorzuholen, was Interessantes bei mir verborgen und vergessen liegt.

Und so bleibt denn mein einziger Wunsch, dass Ihre Rückkehr sich hieran schliessen möge; denn eine freundliche Theilnahme fördert mehr, als eine sonst von aussen ernöthigte Thätigkeit.
treulichst²

Weimar den 11. Juli 1826.

Goethe.

Lesen wir in dem von Kuhn mitgetheilten Briefe Januar statt Juni, so schliesst sich der Brief unmittelbar an den Schadows an. Schadow schickt im November 1825, bittet um Berücksichtigung, Meyer gewährt die Bitte, schreibt den Artikel, der dann fast unmittelbar Goethe zur Durchsicht übergeben wird. Aber auf diese Durchsicht beschränkt sich auch Goethes Antheil an dem fraglichen Aufsätze.

LUDWIG GEIGER.

2. Zu *Faust*.

a. Zur Erklärung des *Faust*.

In der *Zeitschrift für deutsche Philologie*, herausgeg. von Höpfner und Zacher, Bd. 16 (1884), Heft 2, S. 221—23, finden sich »drei kleine Bemerkungen zu Goethes *Faust*« von *J. Harczyk*, Erklärungs-, beziehungsweise Änderungsvorschläge, denen ich durchweg nicht zustimmen kann.

¹ Grosser Quartbogen, 2 S. beschrieben, dictirt. — Nach Carlsbad.

² Eigenhändig.

1. Die erste bezieht sich auf die Erscheinung des Idols (Gretchens) in der Walpurgisnacht. Hier wird Anstoss genommen an den Versen (v. Loeper 3846 ff.):

Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Es wird behauptet, der Satz besage, so wie er dastehe, etwas anderes, als er nach des Dichters Absicht offenbar besagen sollte. Denn wenn wir z. B. zu jemand sagten: »Wie sonderbar muss dich die Krone schmücken!« so trage der Angeredete natürlich die Krone *nicht*; andernfalls sprächen wir mit Ausruf und Pause: »Wie sonderbar! Muss dich die Krone schmücken!« Genau dasselbe Satzverhältniss finde sich an unsrer Stelle, weshalb ebenfalls nach »Wie sonderbar« der Satz zu unterbrechen und ein Ausrufungszeichen zu setzen sei.

Zunächst bestreite ich durchaus, dass die Goethe'schen Verse bei der gewöhnlichen Interpunktion nur einen negativen Sinn haben könnten, nämlich den: »Es wäre sonderbar, wenn diesen schönen Hals ein einziges rothes Schnürchen schmückte«. Harczyk fasst dabei »muss« im Sinne des Konjunktivs »müsste«. Nun *kann* zwar der Indikativ im Sinne des Konjunktivs gesetzt werden, dies ist aber doch nicht *nothwendig*. Die Sätze: »Wie schön muss sich dies fügen!« »Wie seltsam muss sich dies treffen!« können sehr wohl die positive Bedeutung haben: »Es ist schön, dass sich dies so fügen muss«, »Es ist seltsam, dass sich dies so treffen muss«.

Demnach sind die Verse einfach, wie dies auch der unbefangene Leser von selbst thut, so zu erklären: »Wie sonderbar ist es, dass diesen schönen Hals ein einziges rothes Schnürchen schmücken muss«. Die Änderung der Interpunktion wäre keine Verbesserung, sondern würde nach meinem Gefühl dem poetischen Werth der Stelle erheblichen Eintrag thun.

Ebenso kann ich auch *Schröer*, der sonst die richtige Auffassung der Stelle vertritt, darin nicht zustimmen, dass in dem Satze ein »Anakoluth« vorliege und deshalb nach »sonderbar« ein Gedankenstrich zu setzen sei.

Man könnte noch fragen: warum sagt Goethe aber nicht einfach für »muss schmücken«: »Wie sonderbar *schmückt* diesen schönen Hals ein einzig rothes Schnürchen«? Mir scheint das »muss« hier grade besonders schön und wirkungsvoll zu sein. Faust findet es sonderbar, dass den Hals des schönen Mädchens grade ein solcher Schmuck zierte, aber er empfindet zugleich dunkel, dass es nicht anders sein kann, dass die Erscheinung diesen Schmuck nicht tragen würde, wenn sie es nicht müsste. So ruft ihm das Idol nicht nur die Erinnerung an die Geliebte

zurück, sondern erweckt auch in ihm die erste, allerdings noch ganz unbestimmte, aber um so unheimlicher wirkende Ahnung eines furchtbaren Geschicks, das sich an ihr vollenden muss. Und so führt ihn gleich nach der Walpurgisnacht der Gedanke an Gretchen und ihr Schicksal, der ihn trotz der Gegenwirkung Mephistos nicht wieder loslässt, mit unwiderstehlicher Macht zu ihr in den Kerker. —

2. In den Worten des Mephistopheles (v. Loeper I, 993 ff.):

Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs Alles war . . .

will Harczyk das »wenn« conditional fassen und ergänzt: »Wenn der Mensch sich selbst ein Ganzes dünkt, *nun wohl; habeat sibi!* Ich aber bin bescheidener; ich halte mich nur für einen Theil«.

Mir scheint die Erklärung des »wenn« gleich »während«, so dass die beiden ersten Verse in *unmittelbarem* Gegensatz zum dritten stehen, einfacher; der Sinn würde dann sein: »Während sich der Mensch in seiner Narrheit gewöhnlich für ein Ganzes hält, so gestehe ich frei: ich bin nur ein Theil, freilich ein Theil jenes Theils, der anfangs Alles war«. —

3. Von der Rede des Mephistopheles (v. Loeper I, 3581 ff.):

Du musst des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie (die Windsbraut) dich hinab in dieser
Schlünde Gruft.

Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splintern die Säulen.
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Über einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

gibt Harczyk nur die beiden ersten Zeilen dem Mephistopheles, die ändern will er *Faust* zuweisen, weil in dieser dichterisch pathetischen, schwungvoll gewaltigen Schilderung die trockne

Sprache eines Mephistopheles nicht zu erkennen sei. Dieser Vorschlag hat auf den ersten Blick etwas bestechendes, doch kann ich ihm bei näherer Erwägung gleichfalls nicht beitreten, vielmehr erscheinen mir die Verse im Munde des Mephistopheles passender. Was er mit wilder Freude schildert, ist grade das Werk der *Zerstörung*, das Wüthen des Sturmes, der die gewaltigsten Bäume zersplittert und alles in furchtbarem Chaos zertrümmert über einander wirft. Wenn diese grossartige Zerstörung den Mephistopheles zu schwungvollen Worten fortreisst, so ist dies verständlich bei einem, der selbst von sich sagt (v. Loeper I, 988 ff.):

So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Er fühlt sich grade in diesem verheerenden Wirken der Naturmächte wohl, er ist in einer solchen Umgebung völlig zu Hause, und so macht er auch als der kundige Führer Faust auf die Erscheinungen aufmerksam:

Höre, wie's durch die Wälder kracht —
Hör', es splintern die Säulen —
Hörst du Stimmen in der Höhe —

In diesem wiederholten »Höre!« malt sich das Behagen, mit welchem Mephistopheles den auf diesem Gebiete fremden Faust in *seine* Welt einführt, und so scheint mir der *Inhalt* der Worte, auf den es doch am meisten ankommt, für Mephistopheles und nicht für Faust zu sprechen. —

HERMANN SCHREYER.

b. Zu Faust.

In der Einleitung des kürzlich erschienenen siebenten Bandes von Herders Werken habe ich einige Mal Gelegenheit genommen, auf die Nachbarschaft der darin enthaltenen theologischen Schriften Herders von 1774/75 mit dem *Faust* kurz hinzudeuten. Mit Herders Auslegung von Joh. 1, 1: »Gedanke! Wort! Wille! That! Liebe!« (S. 355 fg. 319 fg.) in den »Erläuterungen zum N. T.« (1775) und dem ungedruckten Kommentar zum Johannes-Evangelium (1773–74) gränzen die Verse »Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!« (870–83). An *Faust* erinnert man sich unwillkürlich bei den zahlreichen Stellen, die für das »Gefühl«, gegen das »Spekulieren« mit leidenschaftlichem Nachdruck eifern (Einleitung S. XXIII fg. XXVII₁). Im Folgenden will ich nur einige Kongruenzen nachweisen, die sich auf Wort und Bild beschränken.

I, 199: Und wenns euch Ernst ist, was zu sagen,
 Ists nöthig, Worten nachzujagen?
 Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
 In denen ihr der Menschheit *Schnitzel kräuselt*,
 Sind unerquicklich, wie der Nebelwind u. s. w.

Gegen die deistischen »Predigerphilosophen« und die »Dunst-themas der neueren Philosophie« streitet das vorletzte Stück der »Provinzialblätter« (XIV). Hier heisst es S. 303 fg. (vgl. 176. 10. 197): »Philosophische Beweise der Religion hat man genug; löse aber einer das Räthsel, dass eben die in einem Philosophischen Jahrhundert so wenig würken? . . . Nun will ich endlich nicht fragen, wie entfernt, *kalt*, als Schattenspiel abstrakter Begriffe und *Worte* das vorgetragen werde — und soll doch rühren . . . Lieben Propheten, ihr kommt und [uns?] wahrlich ungesendet! . . . Die Handhabe ist abgegriffen und bricht euch glatt vor dem Munde! — Aber ob keine andre wäre? Ihr könntet sie nur eben vor eurem *gekräuselten Schnitzwerke* nicht sehen«. Die gleiche Vorstellung liegt zu Grunde, wenn Herder in der bei seinen Lebzeiten nicht veröffentlichten zweiten Ausgabe der »Fragmente« (1768) sich so ausdrückt: »Wüste man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern, in Geschichte zu verwandeln . . . ein Plan, über den Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet, was würde er werden unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiss mehr als ein *Kräuselspiel* der Phantasie und ein Zeitvertreib müssiger Leser«. Band (2, 62, 161).

»Schnitzel kräuseln« ist ein Spiel, ein Zeitvertreib, bei dem nichts Reelles herauskommt, eine Beschäftigung, wie heute das »Frivolitäten arbeiten« der Damen. Wir kräuselten noch vor dreissig Jahren bei uns in Thüringen als Kinder mit Lust Schnitzel, um Manchetten zu machen für die Kerzen, für unsre lieben Martinslichter zumal. Streifen Papier wurden zwei, drei Mal zusammengelegt, dann gleichmässig bis zur Mitte mit der Scheere vielfach eingeschnippt, dann das Eingegschnittene kraus gemacht, indem es zwischen Scheere und Daumen mit einem kleinen Druck straff durchgezogen ward. Aus »allerlei gefärbten Schnitzeln« (Faust II, Akt 1, 488, Loeper S. 22) wusste man zu Goethes Zeiten auf ähnliche Weise Blumen zu machen. Der Freund, der mich auf diese letztere Stelle aufmerksam macht, hat auch diese Geschicklichkeit noch in seiner Jugend an buntem und Goldpapier getübt.

I, 90: Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
 Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt . . .
 94: Wie Alles sich zum Ganzen webt!
 Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
 Und sich die goldnen Eimer reichen!
 Mit segenduftenden Schwingen
 Vom Himmel durch die Erde dringen . . .

Das Himmelreich, lehren die »Erläuterungen«, und so schon der Johannes-Kommentar (S. XXVI) ist ein Reich höherer Kräfte, von der sichtbaren Welt so verschieden wie Geist und Leib. S. 382: Die *unsichtbare Welt* ist uns endlich ganz *verschlossen*, weil wir mechanisch denken, mit Körpern körperlich leben . . . Wir schauen nicht an, viel weniger schauen wir Geister und wirkende Urkräfte. Wenn ein . . . Prophet Gottes, ein Geister durchschauender Engel erschiene: ob er nicht einen ganz andern Sinn ins Reich des Guten und Bösen zeigen würde als wir?« Ferner S. 410 zu Joh. 1, 51: »Wenn Jesus bald hernach dem Nathanael sagt: ‚Du wirst Grössers als das sehen! Den eröffneten Himmel und die *rings ab- und auf-fließenden Feuerkräfte* und *Boten der Schöpfung durch alle Wesen!*‘ wie ist der heilige, hohe, unerklärte Spruch gemartert, da man die *aufkletternden Engel mit Flügeln* gesucht hat!« Endlich S. 422: »Johannes Schreibart ist Chaldaismus. Da würkt Gott in Alles durch Engel. All seine *Segenskräfte* sind *Engel*; jedes Element hat den Seinen . . . Da nach ihrer (der Magier, Chaldäer) Naturlehre das Wasser vom Thron des Höchsten floss, als Lebensquell der ganzen irdischen Schöpfung, voll Fruchtbarkeit, Belebung, Gedeihen und Genesung: so *steigt*, sagen sie, zu Zeiten vom Thron Gottes sein Engel *nieder*, es zu regen; da wallen die *Heilkräfte!* die Schöpfung wird verneuet!« Bei dem »was der Weise spricht« (V. 89. 92. 93) hat schon Scherer an Herder und die »Aelteste Urkunde« (1774) gedacht.

413. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

In den »Erläuterungen« heisst es S. 416: »Aus diesem Reiche (himmlischer Kräfte) quollen auch seine *Wunder*. Sie waren weder für die Neugierde, noch Beweise des Wunderbaren, . . . noch blos weichliche Liebeserweisungen . . . Dem *Glauben* that sie Jesus: der war die Hand, die die Feuerkette fasste, dass der himmlische Funke ausfloss«. In der vorletzten Fassung lautet das so: »Wunder und Glaube gehörten zusammen. Es ging gleichsam Elektrische Feuerkette aus einem Reich unsichtbarer Gotteskräfte«.

Goethe hat die »Erläuterungen zum N. T.« gelesen. Das »Objekt« war ihm »nicht lieb«, aber von der Behandlung fühlte er sich ergriffen. Wir wissen das aus seinem (undatirten) Briefe an Herder aus dem Mai 1775. Er hatte damals die »Erläuterungen« und die zugleich erschienene Schrift »Briefe

zweener Brüder Jesu in unserm Kanon« erhalten. »Deine Bücher hab ich kriegt und mich dran erlabt. Gott weis, dass das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrigthaufen! Und so Dank! Dank!« Dann, nach harten Äusserungen über »die ganze Lehre von Kristo«, weiter: »Wenn gleich Gott oder Teufel so *behandelt* mir lieb wird, denn er ist mein Bruder. — Deine Art zu fegen und nicht etwa aus dem Kehrigt Gold zu sieben, sondern den Kehrigt zur lebenden Pflanze zu palingenesiren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens«. Über die »Provinzialblätter an Prediger« haben wir kein gleich ausdrückliches Zeugniß. Aber kann es wohl fraglich sein, ob der Verfasser der »Zwo wichtigen bisher unerörterten biblischen Fragen« und des »Briefes des Pastors«, der Dichter des Ewigen Juden, die Briefe »An Prediger« zur Hand genommen? Hat er doch, wie uns sein Tagebuch sagt, selbst die »Briefe, das Studium der Theologie betreffend« nicht ungelesen gelassen (10. Januar 1781. I, 238). Den Kommentar Herders zur Apokalypse: »Johannes Offenbarung. Ein heiliges Gesicht; ohn einzelne Zeichendeutung verständlich« erhielt er im Herbst 1775 *im Manuskript* vom Verfasser; von Frankfurt erst wanderte das Büchlein so nach Zürich. An Lavater schreibt Herder am 4. Oktober 1775: »Meine Apokalypse wird Dir Goethe schicken, oder geschickt haben«.

Durch Lavater, wenn nicht von Herder selbst, hat Goethe von Herders Arbeit am »Johannes« (die schon 1773 begann) erfahren. Im April 1774 schreibt Lavater an Herder: »Johannes, Deinen Bruder, willst Du — aus den Händen der — Hunde retten? Danke Dir Gott! und das angebellte Evangelium — auch dessen Dich annehmen? Ich drücke Dich an mein Herz«. Zu gleicher Zeit, merkwürdiger Weise, dachte *Hamann* an Übersetzung des Neuen Testaments: mit *Johannes* wollte er anfangen und mit dem Geschichtschreiber Lucas aufhören. (Schriften 5, 63, An Herder). Das Interesse an dem Verfasser des »geistigen« Evangeliums und der Apokalypse gehört zur Signatur des Jahres, das den *Faust* entstehen sah. Lavater erwartet Herders »Paraphrase« mit Spannung; er bittet, im November des Jahres, wenigstens um ein »Morceau« der Schrift zum Vorschmack für sich die Seinigen.

Im Juli 1774 sitzt Goethe zwischen Lavater und Basedow. »Deine Zusammenkunft mit Basedow«, schreibt Herder an Lavater, »wird Dich über vieles detrompieren, und die mit Goethe sehr heben!« Mit Basedow hat sich Lavater — wie er wohl zur gleichen Zeit Herder anzeigt — gestritten über »Provinzialblätter« und »Auch eine Philosophie der Geschichte«. »Wo ich hineinblicke, seh' ich Licht, und Basedow, der den Verfasser nicht weiss, nichts als Nacht«. Auch von *Johannes* ist

die Rede gewesen. Goethes Verse darüber sind allbekannt — wie der Herr »Helfer« einen Pfarrer erst »hinter sich nahm«, dann vornahm und

auf die Offenbarung *strich* —¹

das heisst, verstehe ich die Worte recht, nichts anderes als: sein Neues Testament hervorzog, aufschlug und die aufgeschlagenen Blätter (wie es bei einer kleinen, fest gebundenen Reisebibel nöthig) mit aufgedrückter Hand auseinanderstrich¹. Von Lavaters unzeitiger Auslegung hat Goethe nichts wissen wollen. Aus Herders poetisch-historischer Deutung des Buches hat er sicherlich mehr zu machen gewusst. Dazu lassen sich vielleicht später noch Belege erbringen. Dass das übrigens nicht müßiges Schnitzelkräuseln ist, sondern sich aufs nächste berührt mit der noch immer strittigen Frage nach der Abfassungszeit des *Faust*, liegt auf der Hand. B. SUPHAN.

c. *Mephistopheles und der Erdgeist.*

Zwischen der Darstellung des Mephistopheles als Sendlings des Erdgeistes, wie sie in zwei Szenen des ersten Theiles erscheint, und der im Vorspiel ausgesprochenen, in den übrigen Theilen der Dichtung wenig hervortretenden, wonach Mephistopheles als ein zwar Gott untergeordnetes, aber von ihm zu einem Wettkampf um den Besitz von Faust zugelassenes, also relativ selbständiges Wesen erscheint, besteht ein Unterschied, den man zwar nicht zu hoch anschlagen, doch auch nicht ganz auf sich beruhen lassen darf. Man muss sich wenigstens Rechenschaft davon zu geben suchen, wie der Dichter, dem jener Unterschied eben so klar wie uns bewusst sein musste, denselben stehen lassen konnte, ohne sich eines störenden Widerspruchs schuldig zu finden. Man darf die Beantwortung dieser Frage nicht einfach ablehnen mit Hinweisung auf die Allmählichkeit der Entstehung der ganzen Dichtung, so dass bei der Herausgabe des ganzen ersten Theiles im Jahr 1808 es nicht mehr möglich gewesen wäre, das seit 1790 bereits vorliegende Fragment mit dem hinzugedichteten Vorspiel und anderen Szenen der neuern Dichtung in Absicht auf die Stellung des Mephistopheles in Einklang zu bringen. Warum hätte Goethe dies nicht vermocht oder gedurft, da er ja auch andere Werke seiner Jugendzeit (Götz, Werther, Stella) in umgearbeiteter Gestalt herauszugeben sich erlaubte? Und warum

¹ Die Worte werden verschieden erklärt; s. Loeper II, 471. Das Aufschlagen des Buches nannte man zu der Zeit auch »aufwerfen«; z. B. vgl. v. Sonnenfels in der »Wiener Schaubühne« 185, 3. 277, 36. (in den *Wiener Neudrucke* hg. v. Sauer). Für »Aufstreichen« habe ich keinen Beleg; der Ausdruck erklärt sich aber selbst so, wie in der *Seefahrt* das »Streicht der Schiffer klug die Segel nieder«. (V. 32. Loeper II, 323.)

hat er den scheinbaren Widerspruch unnöthiger Weise noch gesteigert, indem er in die Gestalt von 1808 jene im Fragment *fehlende* Prosascene aufnahm, welche mit der im Fragment *enthaltenen* Scene »Wald und Höhle« in der Auffassung des Mephistopheles als Sendlings des Erdgeistes übereinstimmt? Die neulich wieder von Düntzer (Archiv f. Lit.-Gesch. XI, 527—540) gegenüber Scherer und von Loeper behandelte Frage, ob jene Prosascene aus den 70iger Jahren stammte (nach Scherer als Bestandtheil einer ältesten Prosagestalt der ganzen Faustdichtung) oder ob sie erst bei der Schlussredaktion von 1808 vom Dichter neu concipirt und Riemer diktirt wurde, kann hier unentschieden bleiben. In beiden Fällen muss Goethe das Bedürfniss gefühlt haben, eine an jener Stelle von ihm empfundene Lücke auszufüllen, und es erhebt sich nur wieder die andere Frage, warum er in der eingeschobenen Scene die Sendung des Mephistopheles wieder so darstellen zu dürfen glaubte wie in der Scene »Wald und Höhle«, ohne eine bereits in dieser enthaltene Differenz gegenüber dem Vorspiel noch fühlbarer zu machen. Oder will man den für den Dichter noch nachtheiligeren Standpunkt einnehmen, wonach Goethe bei der Faustdichtung überhaupt planlos, willkürlich verfuhr, indem er alles Mögliche, was ihm mit der Faustidee im weitesten Sinn irgendwie zusammenhängend oder vereinbar schien, in den Rahmen seiner Dichtung hineinstopfte? Leider hat er selbst gelegentlich Äusserungen gethan, welche jener gering-schätzigen Ansicht von der Entstehung seines grossen Werkes einigen Anhalt geben, und es mögen allerdings gewisse Partien, besonders des zweiten Theiles, nur auf jenem Weg in die Dichtung hineingekommen sein. Aber das sind Dinge, die mit dem Hauptgedanken wirklich keinen tiefern Zusammenhang haben, was von der Gestalt und Bedeutung des Mephistopheles nicht gelten kann, und im Allgemeinen haben doch gerade die neueren Forschungen gezeigt, dass Goethe am Faust mit grösserer Continuität und Consequenz gearbeitet hat, als man früher meinte. Philosophische Schärfe der Begriffe darf man von den Gestalten der Poesie freilich niemals erwarten und gerade bei Mephistopheles bleiben, auch abgesehen von der Frage nach seiner Sendung, in der Art wie er sich selbst gegenüber Faust in höchst einheitlichen Partien der Dichtung über sein Wesen und Wirken ausspricht, Schwankungen und Widersprüche genug, die sich nicht ganz ausgleichen lassen. Auch in der Frage nach seiner Sendung werden wir darauf verzichten müssen völlige Übereinstimmung zwischen einer ursprünglichen und einer spätern Auffassung herstellen zu wollen, aber dass der Dichter die beiden nebeneinander stehen liess, muss in seinem Bewusstsein einen zureichenden Grund gehabt haben, er muss dieselben wenigstens nicht geradezu

unvereinbar mit einander gefunden haben, wenn er auch die Art der Vereinbarung, wie so manches Andere, dem Nachdenken der Leser überliess.

Für jene Vereinbarkeit hat Vischer in seinem Buch »Goethes Faust« (S. 14—16) Mehreres beigebracht, was wohl mehr Gewicht hat und Befriedigung gewährt, als er selbst eingestehen will, und was nur noch einiger Ergänzung bedarf um wirkliche Geltung zu gewinnen.

Auszugehen haben wir von den Definitionen, welche der Erdgeist und Mephistopheles selbst von ihrem Wesen geben (so weit dies in Poesie geschehen kann), der erstere in den Versen 148—156 (Loeper), der letztere in den Versen 981—982. 984—990. 995—1004. 1009—1024. Dass Mephistopheles im weitem Verlauf Manches sagt, was mit sich selbst und mit den obigen Hauptstellen nicht ohne Weiteres stimmt, ist bereits zugegeben und muss dahingestellt bleiben.

Es ist also die Frage zu erheben: Sind die oben citirten Aussagen der beiden Geister von sich selbst so beschaffen, dass es unmöglich ist, dieselben mit der in den beiden spätern Scenen »Wald und Höhle« (Vers 2861 ff.) und »Trüber Tag, Feld« (S. 195—196) enthaltenen Voraussetzung zu vereinigen, Mephistopheles sei (zunächst) vom *Erdgeist* dem Faust beigegeben worden?

Der Erdgeist ist natürlich nicht nur oder nicht sowohl der Geist des Erdkörpers, sondern der Geist des auf der Erde sich bewegenden organischen Lebens, also auch der höchsten Stufe desselben, des Menschenlebens, das sich in »Thaten« äussert, die der »Zeit«, also der Geschichte angehören. Er vermittelt in dieser Weise die lebendige Offenbarung des *göttlichen* Geistes. Nun ist klar, dass jene »Lebensfluthen« und das »glühende Leben« sich nicht nur auf den Drang nach *Erkenntniss*, sondern auch auf die Sehnsucht nach *Genuss* des Lebens beziehen, die in Faust ebenso stark ist wie jener Drang, und zwar schon *vor* dem Eintreten und Einfluss des Mephistopheles, schon bei der Beschwörung des Erdgeistes, wie Vischer (S. 16) ganz richtig, nur zu zaghaft bemerkt. Gewiss ist der Erdgeist nicht *nur* der Geist der Begierde, aber unter Anderm ist er das *auch*, wenn er überhaupt das ganze Streben und Treiben der »Erdensöhne« umfasst. Zu weit geht Hegel mit der Erklärung, der Erdgeist sei der Geist der *egoistisch* geniessenden, kein sittliches Gesetz achtenden Individualität, denn dann wäre er fast schon der Geist des Bösen selbst und dem Mephistopheles nahe genug; aber in dem Trieb zu umfassendem Weltgenuss liegen allerdings auch die Keime des *bösen* Willens, wenigstens der Möglichkeit nach. Der Erdgeist selbst ist als Geist und wesentlich Naturgeist

über den Gegensatz von gut und böse erhaben oder indifferent gegen denselben; das Böse ist etwas wesentlich Menschliches, aber es kann durch Einwirkung jenes Geistes geweckt und verstärkt werden, und das widerspricht nicht der Aussage, der Erdgeist »wirke das Kleid der Gottheit«. Denn erstens ist das Kleid eben nur äussere Erscheinung, nicht das Wesen; sodann ist das Böse zwar nicht von Gott selbst gewollt, d. h. ein Theil seines eigenen Willens, aber doch in seiner Weltordnung beschlossen oder wenigstens zugelassen. Dies führt uns auf das Wesen und die Stellung des Mephistopheles zwischen dem Erdgeist und Gott.

Mephistopheles ist »ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft«. Hier ist allerdings geradezu vom *Wollen* des Bösen die Rede, aber das Subjekt dieses Wollens ist eine unpersönliche »Kraft«, das Böse also nicht eigentlich das *moralisch* Böse, das nur in der Persönlichkeit des *Menschen* vorkommt, sondern, wie gleich nachher erklärt wird, das Schädliche, Verderbliche, Zerstörende, wozu allerdings in der Menschenwelt die Sünde gehört. Überdies ist Mephistopheles nur ein *Theil* von jener Kraft und es steht uns frei, denselben grösser oder kleiner anzunehmen. Der Theil wird nachher noch näher bestimmt als »ein Theil des Theils, der anfangs Alles war, ein Theil der Finsterniss, die sich das Licht gebär«, das Licht, das an der Körperwelt haftet und mit ihr wieder in das Nichts zurückkehren soll. Auch hier erscheint Mephistopheles als eine physische oder metaphysische, nicht als eine ethische Macht, und zwar so, dass er die unerschöpfliche Schöpfungskraft der Natur, zu der auch das »glühende Leben« des Erdgeistes gehört, zu zerstören sucht, allerdings vergeblich. Dies scheint nun freilich die Möglichkeit auszuschliessen, dass Mephistopheles vom Erdgeist gesandt sei. Aber ein Sendling kann ja auch nur widerstrebend seinen Dienst thun, er kann sogar insgeheim der Absicht seines Auftraggebers entgegenwirken, er kann seinen Auftrag entstellen und überschreiten, und es fragt sich dann nur, ob der Sender, wenn er dessen inne wird, die Macht und den Willen hat, dagegen einzuschreiten. In den späteren Scenen beklagt sich Faust gegenüber dem Erdgeist nur darüber, dass er ihm den Mephistopheles als Gesellen gegeben und diese Beigesellung entspricht nach unserer obigen Erklärung dem Wesen des Erdgeistes, aber dass Mephistopheles den Faust verführen und verderben sollte, lag nicht im Willen des Erdgeistes, sondern des Mephistopheles, und ob es diesem gelinge, hing vom Willen Fausts selbst ab. Dass nun Goethe den Erdgeist später habe fallen lassen, sucht Vischer S. 17 daraus zu erklären, dass die ihm ursprünglich zugedachte Mitwirkung dem Dichter im weitem Verlauf zu bedeutend erschienen sei. Wir wissen jedoch nicht, was

Alles ihm zugedacht war und was Vischer darüber sagt (S. 16), ist bloße Vermuthung; sicher ist dagegen, dass der Dichter, nachdem er im Vorspiel den Herrn selbst die ganze Aktion in die Hand nehmen oder wenigstens zulassen liess, noch immer die Möglichkeit behielt, den Mephistopheles zunächst vom Erdgeist ausgehen zu lassen, wenigstens *gegenüber Faust*, der ja den tiefern Zusammenhang vorläufig nicht zu durchschauen braucht. Wenn Mephistopheles selbst sich nirgends als Gesandten des Erdgeistes erklärt, so wird dadurch jener Sachverhalt nicht aufgehoben, sondern nur verschwiegen, und das konnte geschehen, weil die Vermittlung durch den Erdgeist auf keinen Fall etwas Wesentliches war. Wesentlich ist vielmehr, dass Mephistopheles, auch wenn er unabhängig vom Erdgeist gedacht wird und obwohl er sich gelegentlich als selbständige Grossmacht aufspielt, doch nirgends unabhängig vom *Herrn selbst* und nicht als ein ebenbürtiger Antagonist desselben in dualistischem Sinne gedacht werden darf: er ist doch nur der oberste der bösen Geister, welche mit den guten zusammen zum grossen Welthaushalt gehören und schliesslich zum Siege des Guten mitwirken müssen. Dagegen ist ein Verhältniss der *Dienstbarkeit* zum *Erdgeist* nicht nothwendig anzunehmen; er kann ihm coordinirt sein und doch von ihm mittelbar eine Mission empfangen, die *im Namen des Höchsten* stattfindet, so wie in einem Staat oder Heer Befehle des Königs oder Feldherrn von gleichstehenden Beamten oder Offizieren an einander ausgerichtet werden können.

LUDWIG TOBLER.

d. Parallelen zum »Faust«.

1. In seiner zweiten Ausgabe der Gedichte Goethes macht von *Loeper* mehrfach auf Parallelen im »Faust« aufmerksam. Es sei mir gestattet, hier Einiges nachzutragen, indem ich auch meinerseits nicht etwa daran denke, dieses Gebiet durch die folgenden Bemerkungen irgendwie erschöpfen zu wollen.

In der »*Zueignung*« zu den Gedichten (vgl. v. *Loeper* Anm. S. 267) erinnert zunächst der Ausdruck »*Ueberschensch*« in Vers 61:

Kaum bist du sicher vor dem grössten Trug,
 Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
 So glaubst du dich schon *Ueberschensch* genug,
 Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.

an den gleichen Ausdruck in den Worten des Erdgeistes (Ausg. v. *Loepers* I, 137):

Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
 Fasst *Ueberschensch* dich! Wo ist der Seele Ruf?

Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte?

In beiden Stellen weist ein höheres Wesen den über die Schranken der Menschheit Hinausstrebenden zurück. Zu vergleichen ist auch die Bezeichnung »Unmensch«, die sich Faust selbst in seinem Verhältniss Gretchen gegenüber gibt (I, 2993):

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der *Unmensch* ohne Zweck und Ruh?

Andre Wendungen und Vorstellungen im Gedicht rufen uns den zweiten Theil des »Faust« und zwar den Anfang des vierten Akts ins Gedächtniss. Wenn es V. 102 heisst:

Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft

so finden wir diese Vorstellung ausgeführt in dem Bilde der Helena, deren verklarte Gestalt nach ihrem plötzlichen Abscheiden in die »Gruft« Faust noch einmal auf einem »Wolkenbette« gelagert zu erblicken glaubt.

Das Gewand der Helena hat als Wolke Faust über Land und Meer getragen. Nun löst sich die Masse, nach Osten strebend, und verändert sich.

Ja, das Auge trägt mich nicht!
Auf *sonnbeglänzten Pfühlen* herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frau'ngebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, *Helenen*,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!
Ach, schon verrückt sichs! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flüchtiger Tage grossen Sinn.

Auch die folgenden Worte geben einen Anklang an unser Gedicht. Faust fährt fort:

Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf . . .

Wie hier ein »zarter, lichter Nebelstreif« emporsteigend erheiternde Kühle verbreitet, so thut dies in der Zueignung

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier,

den die Göttin aus dem zusammengefassten leichten Gewölk und Nebel gebildet hat.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, *so wirf ihn in die Luft!*
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.

2. Eigenthümlich ist die Auffassung der »Sorge« im zweiten Theil des »Faust«. Der Dichter charakterisirt sie weniger als geheime Furcht vor nahendem Unheil, als Besorgniß vor drohender Gefahr, sondern schildert sie hauptsächlich als einen Zustand der Unentschlossenheit, der Halbheit, des Zweifels, der jede Thätigkeit hemmt, jedes Gefühl des Glückes verscheucht. So heisst es (v. Loeper II, 5, 413 ff.):

Soll er gehen, soll er kommen?
Der Entschluss ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte u. s. f.

(vgl. hierzu meine Erläuterung des »Faust« S. 334). Eine ähnliche Darstellung, nur weniger ausgeführt, finden wir schon in dem Gedicht »Sorge« (v. Loeper I, 64), wo ebenfalls Unentschlossenheit und Zweifel das Wesen der Sorge bezeichnen:

*Soll ich fliehen? Soll ichs fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!*

3. Zu den Versen des Gedichtes »Geistes Gruss« (v. Loeper I, 60):

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh' . . . ,

mit denen »des Helden edler Geist« einen Rückblick auf sein Leben wirft, sind die rückschauenden Worte des greisen Faust (v. Loeper II, 5, 375—82) zu vergleichen, namentlich:

Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
*Mein Leben durchgestürmt; erst gross und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.*

Die Ähnlichkeit liegt nicht nur in den Ausdrücken: das Leben »fortstürmen, durchstürmen«, sondern auch in dem Gegensatz des anfänglich heftigen, energischen Wollens zu der späteren Ruhe und weisen Beschränkung. (Ein kurzer Hinweis auf die Parallele findet sich schon in der Ausgabe von Schröer, II, 360.)

4. Das Gedicht »Zum neuen Jahr« (v. Loeper I, 69) erinnert im Versmaß sehr an den *Gesang der Geister* im ersten Theil des »Faust« (v. Loeper I, 1093 ff.). Wir haben an beiden Orten die kurzen zweimal gehobenen daktylischen Verse mit gewöhnlich weiblichem, nur am Schluss eines Abschnitts

männlichem Ausgang. Ein Unterschied besteht nur darin, dass die Abschnitte im Gesang der Geister von willkürlicher Länge sind, während das Gedicht in achtzeilige Strophen zerfällt, in denen regelmäßig die vierte und achte Zeile den männlichen Reim hat.

Entsprechend dem anmuthigen, gefällige Bewegung athmenden Versmaß ist der Inhalt dort die reizende Darstellung ungehemmten, fröhlichen Lebensgenusses, hier die Aufforderung zu vertrauensvoller, heiterer Hingabe an den Augenblick. Selbst im Einzelnen scheint hier und da eine Verwandtschaft durchzuklingen, so in der Anwendung des seltenen Reimes »Beugung«: »Neigung« (Gedicht V. 46, 47; Faust I, 1105 u. 7) und in dem Hervorheben der Freude an gegenseitiger Neigung (Gedicht V. 29 ff.):

Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut!

womit zu vergleichen die Schilderung im Gesang der Geister V. 1105—15.

Alles dies macht wahrscheinlich, dass beide Lieder ihrer Abfassungszeit nach nicht weit auseinanderliegen. Mir scheint das Neujahrsgedicht ein Nachklang des Gesanges der Geister im »Faust« zu sein. Da es im ersten Druck die Bezeichnung »Zum neuen Jahr 1802« trug (vgl. Loeper I, S. 330), so ist es an das Ende des Jahres 1801 zu setzen. Der Gesang der Geister gehört zu der Scenenfolge, welche an die Stelle der grossen Lücke im Faustfragment von 1790 trat, mit deren Ausfüllung Goethe noch 1801 beschäftigt war. Denn nachdem er in einem Briefe an Schiller vom 16. April 1800 die Beschwörung des Teufels (Ausg. v. Loepers 917 ff.) erwähnt hat, ist er nach einem Briefe an denselben vom 6. April 1801 mit der Ergänzung der betreffenden Partie der Dichtung noch immer nicht fertig, da er erst *hofft*, dass *bald* »in der grossen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll«. Der Gesang der Geister ist nun wohl *schwerlich vor* dem April 1800, wo die Scene der Teufelsbeschwörung ausgeführt wurde, entstanden, da er diese voraussetzt und den Abgang des Mephistopheles aus der Zelle Fausts motivirt. Als ein eingelegtes und relativ selbständiges Stück kann er sogar erheblich später geschrieben sein; es hindert also nichts, seine Abfassungszeit in das Jahr 1801 zu verlegen und der des Neujahrsgedichtes nahe vorausgehend zu denken.

5. Zum Schluss noch eine Parallele zu »Faust« aus einer Briefstelle. Als Faust in der Hexenküche das schöne Weib im

Zauberspiegel voll Entzücken preist, entgegnet Mephistopheles (v. Loeper I, 2086 ff.):

Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muss es was Gescheidtes werden.

Ganz ähnlich wird das schöne Weib als nur allmählich und nicht ohne Mühe erreichter Gipfelpunkt der Schöpfung hingestellt in einem Briefe Goethes an Frau von *Branconi* vom 28. August 1780 (Strehlke, Goethes Briefe, S. 83): »In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, dass es dem Himmel nach so viel verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen«.

HERMANN SCHREYER.

3. *Goethe und die aristotelische Theorie von der Reinigung der Leidenschaften.* Es kann heute unter Philologen als eine ausgemachte Sache gelten, dass die richtige Erklärung der vielumstrittenen »Reinigung der Leidenschaften«, welche Aristoteles als Erforderniss der Tragödie hingestellt hat, von Jacob Bernays gegeben worden ist, welcher in ihr eine durch Erregung von Furcht und Mitleid bewirkte Entladung von eben diesen Affecten erblickt hat. Dass damit die von Goethe gegebene Erklärung der betreffenden Stelle aus Aristoteles Poetik fallen gelassen werden muss, ist eben so klar als allgemein angenommen; denn man weiss, dass er in seinem Aufsatz: »Nachlese zu Aristoteles Poetik« weder zu der Einsicht gelangt ist, dass die Befreiung von denselben Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, welche die Tragödie erregt, gemeint ist, noch dass nach der Meinung des Stagiriten gerade durch diese Erregung die Entladung von diesen Leidenschaften bewirkt wird.

Aber den Gedanken, den Aristoteles nach den Ergebnissen der Forschungen von Jacob Bernays gehabt hat, den empfand Goethe freilich ohne Bezug auf den alten Philosophen, ja selbst ohne spezielle Beziehung auf die Tragödie und damit auf die Affecte der Furcht und des Mitleids als im Allgemeinen für die Poesie geltend, wie er ja auch schon in jenem oben citirten Aufsatz die Definition des Aristoteles auf die gesammte Dichtkunst auszudehnen bestrebt war. Er schrieb nämlich der Dichtkunst die Wirkung zu, durch Erregung von allerlei schmerzlichen Empfindungen von diesen so erregten Schmerzen zu befreien.

Specialisirt man diese Definition der Wirkung der *Dichtkunst* in der Weise, dass man an Stelle der schmerzlichen

Empfindungen die in der Tragödie vornehmlich oder ausschliesslich erregten schmerzlichen Empfindungen der Furcht und des Mitleids setzt, so hat man aufs Haar die Definition des Aristoteles von der Wirkung der *Tragödie*. Den Beleg für diese Anschauung Goethes bieten wenige Worte in Wilhelm Meisters Wanderjahren (II. Buch, 5. Capitel), wo sich unmittelbar nach dem Gedichte »Ein Wunder ist der arme Mensch geboren etc.« folgende Äusserung findet:

»Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik *heilt* sie alle *Seelenleiden* aus dem Grunde, indem *sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt*«. Wenn ich dazu noch aus dem 12. Capitel desselben Buches der Wanderjahre die Stelle: » . . . schon war es ein unwiderstehlich Bedürfniss, meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlösen, die sie in mir aufgeregt hatte«, wozu freilich noch der ganze Zusammenhang beachtet werden muss, citire, so will ich damit nur wie durch ein Beispiel auf Goethes oft ausgesprochene und noch öfter bethätigte Überzeugung hingewiesen haben, dass man sich von mächtig bewegenden Leidenschaften durch ihre Darstellung in der Dichtkunst befreien könne, offenbar nur, indem man sie neuerdings durch dieselbe erregt. Zwischen der wirklichen Ansicht Goethes und der des Aristoteles besteht demnach kein wesentlicher Unterschied, nur dass Aristoteles den speciellen Fall der Tragödie, Goethe den allgemeinen der Poesie im Auge hat, ferner dass Aristoteles als Kritiker den Gedanken aus dem Gesichtspunkte des die Poesie Geniessenden, Goethe als Dichter aus dem Gesichtspunkte des schaffenden Poeten formulirt. Und dennoch hat Goethe bei der Erklärung der Stelle des alten Philosophen diesen missverstanden.

EMIL SZANTO.

4. Von »*Wanderers Sturmlied*« war bisher kein früherer Druck bekannt, als der in der zweiten Gesamt-Ausgabe 1815 (II, 63–67). Professor Birlinger zu Bonn hat im vorigen Jahre einen um fünf Jahre ältern Separatdruck aufgefunden, der auch Hirzel entgangen war. Unter der Überschrift »Dithyrambus« findet sich das Gedicht im »Extrablatt der Nordischen Miszellen. No. 8. den 1. März 1810«, Seite 157–159 des 13. Bandes, mit Goethes Unterschrift. Der Band erschien »Hamburg 1810, auf Kosten des Herausgebers und in Commission bei B. G. Hoffmann«, mithin in dem durch H. Heines Schriften später berühmt gewordenen Verlage. Herausgeber war, der Mittheilung des Direktor Redlich zufolge, der Buchhändler und Leihbibliothekar Friedr. Alex. Braw. Das Blatt ging schon im 1. Quartal

des nächsten Jahres ein. Nur durch den zufälligen Umstand, dass das Register des 13. Bandes das Gedicht aufzuführen unterlässt, hat dieser erste Druck sich so lange den Nachforschungen entziehen können. Erst *nachher* spricht Goethe von der Existenz des Gedichts (im 12. Buche von »Dichtung und Wahrheit«), und es ist daher möglich, dass er von dem Drucke erfahren, dadurch an das Gedicht erinnert und bewogen worden sei, es in die neue Ausgabe 1815 aufzunehmen. Sowohl Frau von Stein als Herder hatten eine Abschrift des Gedichts in Goethes ersten Weimarschen Zeit erhalten, mithin besass es der Dichter selbst und er war hinsichtlich der Veröffentlichung desselben nicht auf die »Nordischen Miscellen« angewiesen. Die Lesarten des Gedichtes in dieser Zeitschrift zeigen im Allgemeinen Übereinstimmung mit denjenigen der Jacobischen Abschrift von 1774, auf welcher der Abdruck im »Jungen Goethe« (II, 3) beruht. Die Abschrift, welche die »Nordischen Miscellen« benutzten, wird deshalb gleichfalls auf Jacobi zurückzuführen sein, der bekanntlich mit den in seinen Besitz gelangten Goetheschen Manuskripten, in Pempelfort wie später in Hamburg, indiscret verfuhr. Aber es zeigen sich auch, abgesehen vom Fehlen mehrerer Verse (V. 18—22; 66—70, wie es scheint, als nicht verstanden; V. 76, aus Versehn), mehrere Abweichungen. Die Wiederholung zu Ende der ersten Strophe begreift nicht nur Vers 1, sondern V. 1—3. Danach würde auch in den folgenden drei Strophen die Wiederholung als sich auf mehrere Verse erstreckend aufzufassen sein. In Vers 8 und 9 heisst es »wie die Lerche *Dir* da droben« (Gott), in V. 24 »Wird« st. »Wirst« (also vom Wanderer), V. 74 »quoll« st. »quillt«, V. 79 »quillet mtssigen«, V. 97 »bienensaugenden«. Die Schlussstrophe genau mit der Jacobischen Handschrift übereinstimmend nur V. 101 »rasseln«, st. rasselten«).
v. LOEPER.

5. Zu Goethes Gedicht: *Gefunden*. Von dem Verhältniss Goethes zu Pfeffel ist im Goethe-Jahrbuch schon mehrfach die Rede gewesen; (vgl. Bd. II, S. 427 fg. III, 345—347), noch nirgends aber ist darauf hingewiesen worden, selbst nicht bei Loeper, Gedichte I², 276, II², 403, dass das Gedicht: »Gefunden« einem Pfeffelschen Gedicht nachgebildet ist. Es findet sich zuerst in den »Fabeln, der helvetischen Gesellschaft gewidmet« 1783 von Pfeffel; ich theile das ganze Gedicht mit (a. a. O. Buch III, S. 143):

Die Nelke.

Vom Schwarm der Weste
Verbuhlt umweht,
Begos Alceste
Ihr Blumenbeet.

Sie sah schon lange
Ein Nelkchen blühn,
Gleich ihrer Wange
Weiss und karmin.

Sie wollt es pflücken,
Um ihre Brust
Damit zu schmücken,
Den Sitz der Lust.

Lasst, fleht es bange,
Mich heut noch stehn,
Bis morgen prange
Ich noch so schön.

»Gut, ich kann borgen;
Doch merk es Dir,
Mein Blümchen, morgen
Gehörst du mir«.

Sie kam; es rufte:
O warte doch,
Des Abends dufte
Ich stärker noch.

Das Nelkchen flehte
Sich wieder los
Bis auf die Beete
Der Nachtthau flos.

Da fand sie — Götter!
Nichts — ein Gewühl
Verdorrtter Blätter
Am lahmen Stiel.

Sie starrt und drückt
Die Augen zu:
»Ach, ungepflückt
Verwelkest du«.

Ja, seufzt es, gestern
Noch frisch, heut kahl!
Merkt, reife Schwestern,
Euch die Moral.

Die Ähnlichkeit ist so frappant, dass es kaum noch nöthig ist, Weiteres hinzuzufügen. Nur auf Einiges sei hier noch hingewiesen. Nicht allein das Versmaß ist gleich — nur den Reim zwischen dem ersten und dritten Vers der Strophe hat Goethe nicht —, sondern auch in den Motiven zeigt sich die

auffallendste Verwandtschaft, so, dass das Blümlein gebrochen werden soll, aber um Gnade fleht u. a. m. Die Vergleichung zwischen Vorlage und Nachbildung ist ästhetisch äusserst lehrreich: in welcher platt-albener Weise sind die zarten Motive bei Pfeffel verwandt und was hat Goethe aus ihnen zu machen gewusst!

GEORG ELLINGER.

6. *Deutscher Parnass*¹. Der innige, warme und ernste Ton dieses Gedichtes schliesst die Annahme einer satirischen Absicht schlechterdings aus. Gegen wen auch hätte im Sommer des Jahres 1798 die Satire sich richten sollen? Die Anakreontik war verschollen und des Aufhebens nicht werth, die Romantik eben erst im Entstehen und ohnehin mit dem Dichter in gegenseitig freundlichem Verhältniss. Schiller wusste aus dem Gedicht nichts Rechtes zu machen und glaubte Ironie drin zu finden; es war aber nicht das erste Mal, dass er Goethes Dichtung und ihren Sinn verkannte. Den Egmont beurtheilte er wie ein altkluger Philister; und wenn er damals noch jung und gegen Goethe feindlich gestimmt war, so erklärte er doch viel später noch den Elpenor für ein »dilettantistisches Produkt« und errieth nicht, dass diese beiden Akte von keinem Andern herrühren konnten, als dem der die Iphigenie gedichtet hatte; Goethes gesellige Lieder nannte er in einem Briefe an Körner vom Jahre 1802 »platte Sachen«. Braucht uns also Schillers Ironie nicht zu beunruhigen, so ist das Gedicht auch gar nicht im Jahre 1798 geschrieben, sondern muss aus früherer Zeit stammen. Man höre, was Goethe selbst grade in den Tagen, wo es entstanden sein soll, seinem Freunde meldet, 24. Juni 1798: »Da ich gar nichts bei mir habe, sondern Alles in Jena zurückgeblieben ist, so musste ich mich in meine alten Papiere zurückziehen und habe allerlei gefunden, das wenigstens als Stoff uns zunächst dienen kann«. Damals wurden, neben Elpenor, auch die beiden Lieder: »Am Flusse« und »die Musageten« aus der alten Mappe hervorgeholt, und als wollte der Dichter, wie er jetzt war, die Autorschaft von sich ablehnen, gab er den drei Gedichten

¹ [Die folgende Miscelle war ursprünglich als Anmerkung zu oben S. 221 bestimmt. In der Erwägung, dass sie als Anmerkung nicht genügende Beachtung finden, überdies den Zusammenhang unliebsam stören würde, liess sich der Herr Verfasser bestimmen, dieselbe unter den Miscellen erscheinen zu lassen. Nachdem der Druck des Hehnschen Aufsatzes bereits begonnen war, erhielt ich D. Jacobys Aufsatz, der denselben Gegenstand wie unsere Miscelle behandelt, wenn er auch zu ganz anderen Resultaten gelangt. Die Miscelle jenem Aufsätze folgen zu lassen, was vielleicht am natürlichsten gewesen wäre, unterliess ich auf besondern Wunsch Jacobys.

L. G.]

als Unterschrift den Namen des alten Holzschneiders und Kupferstechers Justus Amman. Welcher Zeit und Epoche aber mit ihren Leiden und Freuden gehörte unser Gedicht ursprünglich an? Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, es entstand bald nach der Rückkehr aus Italien, als durch Schiller und Heinse eine neue Art Sturm und Drang eingebrochen war, Goethes eigene künstlerische und sittliche Entwicklung um all ihre Früchte gebracht schien und die Reinheit und das Ebenmaß seiner Dichtung auch die Nächsten, die Vertrautesten und Geliebtesten kalt liess. Der Schmerz über diesen Abfall wird ihm das Gedicht eingegeben haben. Einkleidung, Farben und Scenerie, das Bild des Parnasses, der Überfall des Musensitzes durch den bacchischen und faunischen Schwarm, alles dies ist dem Dichterstil des Landes entnommen, aus dem er grade kam, und erinnert an Antonios blühende und ebenfalls ganz italienisch gehaltene Preisrede auf Ariosto im ersten Akt des Tasso, sowie an manche Stellen der neuen Stücke Erwin und Elmire und Claudine von Villabella; auch Rafaels Parnass mag dem Dichter vorgeschwebt haben. Als er nun zehn Jahre später diese Verse wieder auf fand, wird er das, was zu deutlich auf Schiller und die damalige Lage ging, geändert oder getilgt und wohl den versöhnlichen Schluss hinzugedichtet haben. In der That hatte sich ja Schiller unterdess bekehrt; ihn entzückte kein Spiel mehr, das die Schranken übertobt; ein neuer Kranz umwand seine Schläfe — und so gehörte er seinem frühern Widersacher jetzt doppelt an und dieser flehte um seinen Segen! Aber ein Dunkel über die eigentliche Meinung des Gedichtes blieb zurück und Goethe hütete sich wohl, auch nur das kleinste erklärende Wort zu sprechen.

VICTOR HEHN.

7. *Das Schreyen*. Nach dem Italienischen. D. j. G. 1, 98. Den zahlreichen Parallelen, welche Richard Maria Werner im Archiv für Literaturgeschichte 10, 74 ff., eine erste Vergleichung v. Biedermanns sehr erweiternd und die Minor-Sauerschen »Studien zur Goethephilologie« ergänzend, mit einem gewissen Streben nach Vollständigkeit gezogen hat, ist folgendes Lied um so mehr beizufügen, als es näher zu der Goetheschen Tändelei stimmt.

Scherze, Leipzig 1752, S. 5. Das Mordgeschrey:

Phloen sah ich heut
In der Einsamkeit
Grüner Büsche stehn:
Mädchen sagt ich ihr,
Nunmehr sollst du mir
Nicht so leicht entgehn.

Ich erhaschte sie
 Und mit sanfter Müh
 Raubt ich manchen Kuss.
 Phloe rief mir zu:
 Lasse mich in Ruh,
 Eh ich schreyen muss.

Ey wer ist der Mann?
 Fieng ich lärmend an,
 Der mir dieses wehrt:
 Rede nicht so laut,
 Sprach sie ganz vertraut,
 Dass es niemand hört.

Mädchen, wenn euch oft,
 Wie ihr täglich hofft,
 Kühne Knaben dräun;
 Folget meinem Rath:
 Lernt, wie Phloe that,
 Auch um Hülfe schreyn.

ERICH SCHMIDT.

8. »Die Liebe auf dem Lande«, von J. M. R. Lenz, erschien, von Goethe beige-steuert, zuerst in Schillers Musenalmanach 1798, S. 74 ff., wurde von Tieck leider übersehen, aber wiederholt durch Th. Creizenach im »Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdrucker-kunst zu Frankfurt am Main am 24. und 25. Junius 1840« S. 113 ff., von Dorer-Egloff »J. M. R. Lenz und seine Schriften« 1857 S. 131 ff. (wo die Zeile »Da zog sie gleich den Schnürleib aus« entfallen ist!), von Sauer in dem 80. Band der »Deutschen Nationallitteratur« (Stürmer und Dränger, 2. Th.) S. 231 ff. Die erste Fassung legte Urlichs auf der Wiesbadener Philologen-versammlung der germanistisch-romanistischen Section vor und veröffentlichte sie im Archiv für Litteraturgeschichte 8, 166 ff. Als Entstehungszeit habe ich in »Lenz und Klinger« S. 13 und schärfer in der »Allgemeinen deutschen Biographie« 18, 273 das Jahr 1775 angenommen. Dieselbe Datirung bietet Sauer. Neben anderen inneren und äussern Gründen scheint mir durchschlagend die Anlehnung an Wielands ungemein reizvolles Gedicht »Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein«, dessen erster Gesang — und nur auf diesen kommt es an — das Märzheft 1775 des »Teutschen Merkur« eröffnet (S. 193 ff. des Bandes). Lenzens rührende Pfarrerstochter hat ihr lebendiges Modell in der Pastorstochter Friederike Brion, ihr litterarisches in der Nonne Clärchen. »Verlassne Liebe« quält die eine, »verhaltne Liebe« erfüllt die andre. Lenz schildert das

schöne, bleiche Kind in der engen Kammer, wie immer und immer das Bild des Geschiedenen vor ihr steht und sie ihn auch später in ihrer äusserlichen Ehe nicht vergessen kann, so wie uns Wieland von der unerfahrenen, engelkeuschen Clare erzählt:

Im Tempel selbst, am höchsten Fest,
Schwebt Sixtens theures Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn; im Speisezimmer,
In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängt überall
Gemahlt, geschnitzt, mit einem Schimmer
Von Gold ums Haupt; ihn muss sie sehn
Wohin sich ihre Blicke lenken,
Und mit ihm auf und nieder gehn.
Und von ihm träumen, an ihn denken
Und träumte sie vom Himmelreich.
Denn was in Clärchen lebt und webet,
Ist durch und durch mit ihm verwebet,
Und alle Heil'gen sehn ihm gleich.
Eh könnte sie sich selbst verliehren
Als dem geliebten Bild entfliehn

Virtuos führt Wieland, der feine Psycholog, auch hier sein Lieblingsthema von der allbesiegenden Sinnlichkeit durch; und sein Schluss

Die ihr, von frommem Wahn geblendet,
Den Arm zu Molochs-Opfern hebt,
O Väter, eh ihr sie vollendet,
Betrachtet dieses Bild, und bebt!

könnte den Ausruf in Lenzens erweiterter Fassung angeregt haben:

Wer malet diesen Kalchas mir
Und dieses Opfers Blumenzier . . .

Wir haben also gute Gründe zu glauben, dass Lenz sein innigstes Gedicht im Frühjahr 1775 schuf und dass er die überarbeiteten Verse zu Pfingsten 1775 dem Freund überreichte, der freilich damals den Sesenheimer Erinnerungen aus dem Wege ging und erst vier Jahre später den schlichtenden letzten Besuch wagte.

ERICH SCHMIDT.

9. Zu Düntzers reicher, durch S. Hirzels letzte kleine Spende hervorgerufener Übersicht »Die Gries-Goethesche Übersetzung des venezianischen Gondolierliedes *La Biondina*«,

Archiv für Litteraturgeschichte 6, 398 ff. ist zwischen F. I. W. Meyer, Gries, Goethe und Z. Werner, Rückert die Übertragung im »Musenalmanach auf das Jahr 1808 von Seckendorf« S. 71 f. einzureihen. Die letzte Strophe fehlt wie in der Griesschen Fassung bei Matthisson (Anthologie XVII, 1806) und in der spätern freien Nachdichtung Rückerts. Seckendorfs Versuch steht unter den »Stimmen der Völker« des Almanachs, der schon 1807 eine solche Rubrik eröffnet und namentlich S. 126 ff. sieben Cidromanzen gebracht hatte, deren auch der neueste Herausgeber des Herderschen Cid, Redlich, nicht gedenkt. Im Inhaltsverzeichniss heisst es: »Herder besang den Cid *nach* spanischen Romanzen. Dies reizte zur Vergleichung mit den Originalien und zum Versuch einige zu übertragen. Künftig vielleicht das Ganze«. Seckendorf knüpft an Herders in »Stimmen der Völker« umgetaufte »Volkslieder« an, verheisst ein grosses Sammelwerk und reicht den Herausgebern des deutschen »Wunderhorns« die Hand. 1808 ist die deutsche Gruppe weitaus die grösste; gegen sie verschwinden die paar schottischen, die ein Ungenannter geliefert, und die vierte, eigentlich dritte Gruppe »Italiäner«. Sie enthält zwei Nummern, von S. (Seckendorf) bearbeitet: »Venezianisches Gondelliedchen« (»Bin ich verliebet, kleines braunes Mägdlein« mit einem Refrain, in welchem das Wort »Liebe« buchstabirt wird) und »Ein andres«:

Neulich Abend mein Blondinchen
Führt' ich in dem Gondellein,
Und vor Lust das arme Kindchen
Auf dem Rande schlummert ein.
Und es schlief auf seinem Arme,
Und ich weckt' es immer wieder,
Doch der Barke Auf und Nieder
Wiegte bald es wieder ein.

Und im Himmel halb verschleiert
Von den Wölkchen blinkte Luna,
War in Ruhe die Laguna,
War der Wind ein linder West.
Nur ein leises Schmeichellüftchen
Fächelte das Haar gelinde,
Machte, dass des Busens Binde
Nimmermehr ihn ganz umhüllt.

Fest und fester auf sie blickend,
Meines Liebchens Wonnigkeit,
Dies Gesichtchen voll Entzücken,
Diesen Mund, die Brust so schön

Fühlt' ich in dem innern Busen
 Eine Glut, ein leises Bangen,
 Ein zufriedenes Verlangen,
 Das ich nicht zu deuten weiss.

Ein gefährlicher Concurrent war der wackere Leo Seckendorf nicht. ERICH SCHMIDT.

10. Westöstlicher *Divan*. Zur Herzstärkung für alle, denen es bei Zumuthungen, wie: man habe im Nathanvers »Der grosse Mann braucht überall viel Boden« zu lesen »der grosse Baum« oder »der grosse Stamm«, und ähnlichen Pröbchen neuester Conjecturalweisheit angst und bange geworden ist, theile ich eine schöne Emendation des Goetheschen Textes mit, die mir Bratranek zu Pfingsten 1883 in seiner Brünner Klausen »geschenkt« hat. Die erste Nummer des Parsi Nameh, »Vermächtniss altpersischen Glaubens«, bietet als achte Strophe die Zeilen (Hempel 4, 200):

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
 Dass man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
 Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Nicht »tauche«, sondern »*taufe*«! Die Verbesserung leuchtet von jeder Seite ein und hat auch schon den stillen Beifall des Mannes gefunden, dem gerade die Erklärung des »Divan« das meiste verdankt, den Beifall Loepers. ERICH SCHMIDT.

11. Zu »*Sprichwörtlich*«. Der Dichter formulirt Vorwürfe seiner Gegner in dem Spruche:

Mancherlei hast du versäümet:
 Statt zu handeln, hast geträümet,
 Statt zu *denken*, hast geschwiegen,
 Solltest wandern, bliebest liegen.

und seine Erwiderung in folgendem:

Nein, ich habe nichts versäümet!
 Wisst ihr denn, was ich geträümet?
 Nun will ich zum Danke fliegen,
 Nur mein Bündel bleibe liegen.

Dass im 3. Verse der ersten Strophe etwas verdorben sei, bemerkte zuerst Frhr. v. Biedermann. Seinem Vorschlage, Vers 2 und 3 so umzustellen:

Statt zu handeln, hast geschwiegen,
 Statt zu denken, hast geträümet,

konnte man jedoch nicht zustimmen, schon weil der Umstellung das in der zweiten Strophe befolgte Reimschema widerspricht. Ich suchte den Fehler im »denken« des 3. Verses und wollte dafür »reden« oder »sprechen« setzen. Erich Schmidt hat das Richtige getroffen: »denken« ist verlesen oder verdruckt für »danken«: »Statt zu danken, hast geschwiegen«; den Beweis der Richtigkeit enthält der korrespondierende Vers der zweiten Strophe: »Nun will ich zum *Danke* fliegen«. Man kennt dieselbe Verwechslung von denken und danken in der Schlussstrophe des Gedichts »Dauer im Wechsel«.

G. v. LOEPER.

12. Die Verse »*Das Kleinod, das Vergissmeinnicht*« (Hempel III, 338 fg.) findet sich in Goethes eigener Handschrift auf einem kleinen, querliegenden Quartblatt im Besitze der Frau Regierungsräthin Wentzel in Dresden. Einzelne Bleistiftcorrecturen, gleichfalls von Goethes Hand, sind beigelegt. Das Blatt trägt die Unterschrift: »Dass obiges Gedicht von Goethes eigener Hand geschrieben, wird hierdurch beglaubigt. Weimar 24 Febr. 1850 J. P. Eckermann«. Als Varianten verzeichne ich Z. 1: »Das Kleinod und Vergissmeinnicht«, Z. 7: »Das Schöne bleibt: Vergissmeinnicht«; die Verbesserung: »Zum Herzen reicht« ist von Goethe mit Bleistift zugeschrieben.

LUDWIG GEIGER.

13. *Nachbildung Goethescher Gedichte.* Wie oft ganze Lieder Goethes oder einzelne Strophen von späteren Dichtern nachgebildet sind, hat G. v. Loeper in den Anmerkungen zu den Gedichten sorgsam bemerkt. Wenn ich einen kleinen Beitrag gebe, hoffe ich zugleich das Andenken an eine Dichterin zu erneuern, welche dem Schiller-Goetheschen Kreise nahe stand. »Jägers Abendlied«, ein tiefer Nachklang der Liebe zu Lili, wahrscheinlich in den letzten Monaten des Jahres 1775 entstanden, da Goethe mit dem Herzog den Jagdfreuden huldigte, hat Sophie Mereau (später Brentano) zu einem Gedichte begeistert, von dem Herder¹ in einer Recension sagt: »der Hirtin Nachtlied. Keine Parodie, aber eine Sopranstimme zur beliebten Reichardtschen Gesangsweise Jägers Nachtlied«.

¹ Herder in den Erfurter Nachrichten 1800, S. 361—364. Sämtliche Werke zur schönen Literatur und Kunst 1830, 20, 392 ff. — Sophie Mereaus Gedichte erschienen zu Berlin 1800 bei J. F. Unger in zwei Bändchen. Das Lied im ersten S. 22—23. Sowohl Herder wie die Mereau führen die alte Überschrift an »Jägers Nachtlied«; erst seit 1789 hatte Goethes Lied die jetzige, vgl. G. v. Loeper I², 322.

So wenig Goethe trotz der — Manche irreführenden — Überschrift aus der Empfindung und Lebenserfahrung eines Fremden gedichtet, so wenig auch Sophie Mereau. Das Lied, zu dessen Überschrift die Dichterin selbst den Zusatz gemacht hat: »nach Jägers Nachtlid«, lautet:

Des Tages süßer Schein verbleicht
in leichten Nebelflor,
und aus den stillen Schatten steigt
dein liebes Bild hervor.

Du wandelst rasch durch Berg und Thal,
voll Unruh in der Brust,
und bist der Liebe süßen Qual
wohl nimmer dir bewusst.

Indess mit leichter Sehnsucht Schmerz,
Fern in der Einsamkeit,
ein treues tiefbewegtes Herz
sich dir voll Liebe weihet.

Es steigt der Mond, das ferne Thal
glänzt mild in seinem Licht.
Ach! sah' ich, wie des Mondes Strahl,
dein süßes Angesicht!

Wie schade, dass dreimal das Beiwort »süß« gebraucht ist, gleich zu Anfang sogar für den hellen Schein des Tages. Schon ein Kritiker¹ vom Jahre 1801 hat bemerkt, dass in der zweiten Strophe »gegen das Gesetz der Sprache« gefehlt worden ist. Freilich, setzt er hinzu, gibt der Liebe süßer Qual einen Übelklang. Trotz diesen Ausstellungen — auch andere wären nicht ungerecht, z. B. gegen das unpoetische »indess« im Beginn der dritten Strophe, und warum »leichter« Sehnsucht? — das tiefempfundene Lied wird jeder gern lesen oder noch lieber hören. Mit Recht lobt Herder in jener Recension, dass Sophie Mereau leistet, was man von weiblichen Gedichten erwartet. »Sie tritt nie über die Grenzen ihres Geschlechts heraus«; »ihre Empfindungen und Empfindnisse in Leid und Freude, in Kummer und Sehnsucht . . . sagt sie aus dem Herzen, mithin weiblich«.

Selbst Schiller, von dem Sophie Mereau noch mehr als von Goethe beeinflusst ist, rühmt in einem Briefe an Goethe — 17. August 1797 — eine gewisse Innigkeit und zuweilen selbst eine Würde der Empfindung; »eine gewisse Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen«. Und Goethe ist der »dich-

¹ Allgemeine Litteraturzeitung 1801, No. 5, S. 34f.

terischen Freundin« günstig gesinnt. Von ihren Beiträgen für den Musenalmanach auf 1796 schreibt er: »Sophie Mereau hat sich recht gut gehalten«.

Auch zu dem Gedichte »Verschiedene Eindrücke des Frühlings«¹: »das Kind; der Unglückliche; die Reisenden; die Mutter; der Zufriedene; die Schwärmerin« hat sie offenbar die Anregung erhalten durch Goethes »Verschiedene Empfindungen an einem Platze«. Zuerst war dieses Gedicht in Schillers Musenalmanach auf 1796 erschienen, in welchem sich auch vier Gedichte der Mereau finden. Erwähnung verdient ferner, dass Goethes Gedicht »Antworten bei einem geselligen Frage-spiel«, in dem die Dame, der junge Herr, der Erfahrene, der Zufriedene, der lustige Rath sich äussern, gleichfalls im Musenalmanach auf 1796 gedruckt ist. Herder nennt das Gedicht Sophie Mereaus »ein schattirtes Gemälde voll zarter Züge«, und der oben erwähnte Kritiker äussert: »ein glücklicher Gedanke und mit Geist ausgeführt ist es, die verschiedenen Eindrücke des Frühlings zu schildern«. Auch hier hat die Anlehnung an Goethe die Dichterin nicht zur Unselbständigkeit verführt: verschiedene Behandlung und alles aus einer weiblichen Seele!

So zeigt es sich, dass Sophie Mereau die Formen hoher Kunstübung bei ihrem leicht erregbaren und feingestimmten Gemüthe sich anzueignen wusste. Wie richtig sagt Gervinus (V⁴, 520): was irgend eine poetische Ader in sich fühlte und einem unbestimmten Talente Richtung, einem jugendlichen Enthusiasmus Ausbruch schaffen wollte, kam zu Schiller und Goethe . . . Auch die Mereau und Brachmann waren von Weimar aus eingeführt oder angeregt. DANIEL JACOBY.

14. *Parallelen.* Mit der Wendung in der Pactscene des »Faust«:

a. Rast nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich soll ein Versprechen halten?

lässt sich eine Stelle in Diderots Jacques, le fataliste (Oeuvres complètes éd. Assézat, vol. VI, p. 117) vergleichen:

»Le premier serment que se firent deux êtres de chair, ce fut au pied d'un rocher qui tombait en poussière; ils attestèrent de leur constance un ciel qui n'est pas un instant

¹ Gedichte 1800. S. 130f. — Ein sinnentstellendes Versehen im Druck ist auch in den späteren Nachdrucken der Gedichte wiederholt worden. Es muss S. 136 mit S. 147 verbunden und die Überschrift S. 147 getilgt werden.

le même; tout passait en eux et autour d'eux, et ils croyaient leurs coeurs affranchis de vicissitudes«.

Zu Faust, Walpurgisnacht (V. 3761 nach Düntzers Zählung)

Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben

vergl. Diderot, Jacques le fataliste éd. Assézat p. 37: »Nous croyons conduire le destin; mais c'est toujours lui qui nous mène«.

Der Gedanke der Xenie (III, 275 der Hempelschen Ausgabe):

Niemand soll in's Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehn
Mit gehör'gem Sündenvorrath;
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen

findet sich mehrfach in dem genannten Romane Diderots und in seiner »Religieuse«. In letzterm Romane (V, 69 éd. Assézat) sagt die Superiorin: »Soeur Suzanne, la bonne religieuse est celle qui apporte dans le cloître quelque grande faute à expier«. Und in Jacques le fataliste (VI, 138) der Marquis des Arcis zu M^{me} de la Pommeraye: »Vous avez encore une vingtaine d'années de jolis péchés à faire: ni manquez pas; ensuite vous vous en repentirez, et vous irez vous en vanter aux pieds du prêtre, si cela vous convient«. S. LEVY.

b. Anbete du das Feuer hundert Jahr,
dann fall' hinein, — dich frist's mit Haut und Haar.

hier ist zu erinnern an das von Herder aus dem Morgenländischen übertragene Gedicht: »Königsdienste«.

Der Feuranbeter habe hundert Jahr
Dem Gott gedient und ihn angefacht;
Ergreift die Flamm' ihn einen Augenblick,
Vergessen ist sein Dienst, er wird verzehrt.

Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, dass er nicht falle.

»Darum, wer sich lässt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, dass er nicht falle«. I. Corinther 10, 12.

Und so lang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!

»Du Narr! das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn«. I. Corinther 15, 36. EUGEN REICHEL.

15. *Goethe und Gottfrieds Chronik.* Die Chronik Joh. Philipp Abelins (Jo. Ludovici Gottfridi historische Chronika, Frankfurt a. M. 1742) gehört bekanntlich zu den Büchern, aus denen Goethe sich seine erste Jugendbildung holte (s. D. u. W. ed. Loeper I, S. 29 f.). Dieselbe ist mit Abbildungen von Merian versehen, von dem auch die Kupferstiche der Bibel herrühren, die Goethe »häufig durchblättert« (D. u. W. I, S. 29). Von Goethe selbst wird wiederholt auf die Kupfer der Gottfriedischen Chronik hingewiesen, so D. u. W. I, 139 auf die, welche die Grausamkeit der Juden gegen Christenkinder darstellen, und D. u. W. IV, 54, erwähnt Goethe das Bild, auf welchem die Tyrannei des Kambyses gegen den Perser Prexaspes dargestellt ist. In dem Buche von Minor und Sauer »Studien zur Goethephilologie« S. 141 f. ist das letztere Bild in Zusammenhang gebracht mit der Nachtszene des Götz (D. junge Goethe II, 164 fg.), wo Helfensteins Weib mit ihrem Knaben vor Metzler kniet und um das Leben ihres Mannes bittet. Viel näher steht natürlich dieser Scene das Bild, wo eben die Scene selbst, Helfensteins Frau mit ihrem Söhnlein auf den Knien bittflehend vor Metzler, dargestellt ist (Gottfr. S. 744). Von anderen Bildern der Gottfriedischen Chronik möchte ich noch hervorheben: Esther auf den Knien vor Xerxes, im Hintergrund ein Galgen (Gottfr. S. 114). Dazu vergleiche man im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern die Scenenangabe bei der Ahasvertragödie (J. G. III, 210): »Man sieht den Galgen in der Ferne«. Ferner befindet sich in der Chronik (S. 845) eine Abbildung, die lebhaft an den Faust erinnert: Cardinal Crescentius, päpstlicher Legat auf dem Conzil zu Trient, sitzt in einem grossen Zimmer und schreibt — vor ihm auf dem Tische ein brennendes Licht; in der Mitte des Zimmers steht ein schwarzer Hund mit grossen feurigen Augen; im Hintergrunde öffnet ein Diener die Thüre. Im Text wird diese Erscheinung erzählt mit dem Zusatz, dass Crescentius aus Schrecken darüber in eine heftige Krankheit verfallen sei. —

Mit geringerer Sicherheit lassen sich die Schöpfungsbilder vergleichen mit den Versen des Schattenspielmanns im Jahrmarktsfest. Wesentlich dieselben biblischen Bilder wie in Gottfrieds Chronik befinden sich in Merians *Iconum biblicarum* pars I. Goethe sah die Abbildungen also auch in seiner Bibel. Es sind folgende: Gottfr. S. 1 und *Icon. bibl.* I, S. 13 u. 15 vergleiche ich mit: »Sprach sie Gott 's werd Licht Wie 's hell da 'rein bricht« u. s. w. (J. G. III, 216). Gottfr. S. 13 und *Icon. bibl.* I, 15 — (In der Mitte der Baum der Erkenntniss; links Adam, rechts Eva mit dem Apfel in der Hand; um den Baum ringelt sich die Schlange) — mit »Steh sie Adam in die Paradies Steh sie Eva hat sie die Schlang verführt« (a. a. O.). Gottfr. S. 14 und *Icon. bibl.* S. 19 u. 20 mit: »Nausgejagt

Mit Dorn Disteln Geburtsschmerzen geplagt«. Gottfr. S. 17 (Wiesen mit Bäumen, darauf eine Anzahl Paare die Äpfel brechen) — mit: »Seh sie die Ritter und Damen Wie sie zusammenkamen« u. s. w. Gottfr. S. 22 und Icon. bibl. S. 27 — (Grosse Überschwemmung; im Hintergrunde treibt die Arche; vorne Leute, die sich auf Bäume flüchten; viele strecken hilfesuchend die Arme aus der Fluth in die Höhe) — mit: »Fährt da die Sündfluth rein Wie sie Gotts erbärmlik schreyen All all ersaufen schwer Is gar kein Rettung mehr Orgelum«. In den Icon. bibl., wo zu jedem Bilde Verse stehen, heisst es zu dem zuletzt angeführten mit Anklängen an Goethe: »Die Sündfluth kompt mit macht, die Regen alls Verschwemmen All Creatur Erseufft, was auf dem trocknen lebt«. — Die Schöpfungsbilder sind nun allerdings so traditionell, dass es nicht gerade nöthig wäre anzunehmen, dass Goethe beim Dichten jener Verse die Merianschen Kupfer vorschwebten; wahrscheinlich aber wird es, wenn wir bedenken, wie oft Goethe diese Bilder betrachtet haben mag, wenn wir ferner berücksichtigen, was er uns selbst berichtet, dass er in Leipzig zu Kupfern Gedichte macht. (D. u. W. II, 93; vgl. auch Scherer, Aus Goethes Frühzeit S. 16 f.) Unwillkürlich und unbewusst konnten ihn solche in der frühesten Knabenzeit aufgenommenen und in der Phantasie bewahrten Eindrücke beim Dichten beeinflussen, aber auch Absicht und Bewusstsein sind nach Goethes eignem Geständniss nicht auszuschliessen. —

A. STRACK.

16. *Goethe über Joh. Chn. Günther*. Das bekannte Urtheil Goethes über Günther im siebenten Buche von D. u. W. (ed. Loeper II, 49) hat auffallende Ähnlichkeit mit dem, welches Gottsched über diesen Poeten der Leidenschaft im 14. Stücke seiner Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit 1736, S. 186 ff. fällt. Gottsched sagt: Günthers »*natürliche Fähigkeit* zur Dichtkunst ist unstreitig eine der allerbesten gewesen«; vgl. Goethe: »Ein entschiedenes *Talent*«. Gottsched: »Sein *Gedächtniss* und seine *Einbildungskraft* sind so glücklich, so reich und so *fruchtbar* gewesen, als man sichs nur immer wünschen kann«; vgl. Goethe: »begabt mit . . . *Einbildungskraft, Gedächtniss* . . . , *fruchtbar* im höchsten Grade«. Gottsched: »Seine Scharfsinnigkeit, sein *Witz* und seine Belesenheit in allerley alten und neuen Sachen sind ganz ungemein und seine Gelehrsamkeit in gründlichen Wissenschaften . . . ist gleichfalls gross und weitläufig«; vgl. Goethe: »Gabe des Fassens . . . geistreich, *witzig* und dabei vielfach unterrichtet«. Gottsched: »das *wilde* Feuer seiner Phantasie«; vgl. Goethe: »Das Rohe

und *Wilde* gehört seiner Zeit«. Auch Gottsched spricht von der Verderbniss der Zeiten und davon, dass Günther »durch die unglücklichen Umstände seines Lebens genöthigt war, sich vielmals den Lüsten der ungezogensten Leute aufzuopfern«. Ferner stelle ich zusammen: Gottsched: »Seine Sitten waren viel zu schlecht . . . die Unordnung seiner *Lebensart* und der schlechte Umgang . . . leuchten aus vielen . . . Stellen . . . hervor«; Goethe: »Das Rohe und Wilde gehört . . . seiner *Lebensweise* und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit«. Gottsched: Die Gedichte haben »fast durchgehends ein sehr fließendes Wesen, ein richtiges Sylbenmass«; vgl. Goethe: »rhythmisch bequem«. Wer beachtet, dass die Hauptpunkte wörtlich übereinstimmen und dazu fast in derselben Reihenfolge vorgetragen werden, kann an Goethes Bekanntschaft mit Gottscheds Kritik nicht zweifeln. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass das Lob der Güntherschen Sinnlichkeit, seines Vermögens, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, seiner Leichtigkeit in Gelegenheitsgedichten, alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen u. s. w. nur von Goethe ertheilt wird und dass diesem auch der Schlusssatz des Abschnittes in D. u. W. allein angehört. Und es darf eben so wenig vergessen werden, dass Goethe Gottscheds Tadel der Unordnung in den Güntherschen Gedichten und des Abfallens selbst der erhabensten Oden ins Niederträchtige nicht wiederholt.

B. SEUFFERT.

17. *Zu den Sprüchen in Prosa.* 614. »*Mythologie = Luxe de Croyance*«. — Woher stammt die französische Umschreibung? Dem Buche der Frau von Staël *De l'Allemagne* hat Goethe sie entnommen. Das dreizehnte Capitel der zweiten Abtheilung handelt: *De la poésie allemande*. Balladen Schillers und Goethes werden vorgeführt; den Übergang zu Bürgers Lenore erleichtert sich die Verfasserin durch einige Bemerkungen über die Vorliebe der Deutschen für das Gespenster- und Hexenwesen, in welchem sie ein Überbleibsel der nordischen Mythologie erblickt. Sie äussert, der Aberglaube des Volks verrathe stets eine gewisse Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit der herrschenden Religion, die ihn bekämpft. Dann fährt sie fort: (cinquième édition, Paris 1818; I, 308) »Presque toutes les opinions vraies ont à leur suite une erreur; elle se place dans l'imagination comme l'ombre à côté de la réalité: c'est un luxe de croyance qui s'attache d'ordinaire à la religion comme à l'histoire; je ne sais pourquoi l'on dédaignerait d'en faire usage«. — Erst nachdem der Fundort der französischen Paraphrase nachgewiesen ist, können wir die Betrachtung, zu welcher dieselbe den deut-

schen Autor angeregt hat, nach ihrem Ursprung und Gehalt vollkommen würdigen.

Aus demselben Werke schöpft unser Dichter auch die Anregung zu dem Spruche 265: »*Es gibt im Menschen auch ein Dienenvollendes: daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage*«. — Frau von Staël widmet das achtzehnte Capitel der zweiten Abtheilung dem Wallenstein und der Maria Stuart. Im Verfolg einiger treffenden Bemerkungen über den Charakter der Elisabeth schildert sie das Verhältniss, in welches sich die Königin zu ihren Hofleuten gesetzt. Les courtisans aussi ont, avec une reine, un genre de bassesse qui tient de la galanterie. Ils veulent se persuader qu'ils l'aiment pour lui obéir plus noblement, et cacher la crainte servile d'un sujet sous le servage d'un chevalier. — Ist Goethe nicht auch das Musterbild eines eben so eindringenden wie schöpferischen Lesers, der alles, was er aufgenommen, eigenartig verarbeitet wiedergibt? —

Zu 166: »der eine Bruder brach Töpfe« u. s. w. *Hans Sachs*, das Weib im Brunnen, V. 71:

Weil jm so wol ist mit dem Wein,
Ist mir wol mit der Bulschafft mein.
So bricht er Häffe, so brich ich Krug.
Und wo ich anderst redt, ich lug.

Sämmtliche Fastnachtspiele, herausg. v. Eduard Goetze 4, 104 (Braunes Neudrucke No. 42 u. 43).

Zu 242. Bonus vir semper tiro. Der Spruch findet sich, genau in dieser Fassung, bei Zinkgref, ed. Amsterd. 1653, I, 216.

Mit dem Spruche 341, welcher an den letzten Wunsch der zum Tode gehenden Madame Roland erinnert, ist zu vergleichen die Äusserung im Briefe an Zelter vom 29. April 1830: »ich erfahre das Glück, dass mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen« u. s. w.

Der erste Spruch findet sich amplificirt in den Nachträgen zur Farbenlehre, Hempel 36, 529.

Zu den Distichen. In den Tabulae votivae des Musen-almanachs für 1797 erschien auf S. 176 das Distichon:

Vergebliches Geschwätz.
Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftigen Discurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

Mit Recht findet v. Loeper hier (Gedichte 2, 479) »einen echt Goetheschen Gedanken«. Zugleich vernehmen wir hier

den Nachklang einer lebendigen Unterhaltung, in welcher der Gedanke seinen prägnanten Ausdruck gewonnen. Dafür mag Friedrich Heinrich Jacobi als unverwerflicher Zeuge gelten. Dieser erzählt in dem Gespräche *David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus*: »Ich erinnere mich, dass ich in einer vermischten Gesellschaft einmal die Frage aufwerfen hörte: wie das menschliche Geschlecht wohl möchte fortgepflanzt worden seyn, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre? Ein geistvoller Mann antwortete schnell: *ohne Zweifel durch einen vernünftigen Diskurs*«. — So lautet die Stelle im ersten Druck des Gesprächs *Breslau, bey Gottl. Loewe 1787 S. 191*. Demnach erschien dasselbe zwischen der ersten und zweiten Ausgabe des Werkes über die Lehre des Spinoza. Es war, nach des Verfassers eigenem Bekenntniss, zur Rechtfertigung und tiefern Begründung des in jenem Werke aufgestellten Satzes bestimmt, *dass alle menschliche Erkenntniss von Offenbarung und Glauben ausgehe*. Es nimmt unter den Schriften Jacobis eine centrale Stellung ein. Im zweiten Theil der »*Werke*« (1815) ist denn auch dem Dialog eine Vorrede von 127 Seiten beigegeben, die *zugleich Einleitung in des Verfassers sämtliche philosophische Schriften* sein soll. In diesem zweiten Drucke nun S. 276 wird der »*geistreiche Mann*«, dessen Antwort Jacobi berichtet, mit Namen genannt. Es heisst dort: »*Goethe antwortete schnell*«. — In einer Anmerkung aber lesen wir: *Dieser Blitzstrahl des Geistes wurde später zu folgendem sinnreichen Spruch*« — und nun folgt jenes inzwischen erschienene Distichon, aus dem Jacobi gleichsam die lebendige Stimme Goethes vernommen. Im September des Jahres 1784 waren die Freunde in Weimar vereinigt gewesen. Ward damals das Gespräch geführt, das beiden in so lebendiger Erinnerung geblieben?

Auch dies Beispiel veranschaulicht uns die innige Verschlingung von Goethes Leben, Sprechen und Dichten. Wie mancher Blitz des Geistes, der in den Epigrammen, den Sprüchen, den Zahmen Xenien aufzuckt und in das Innerste des Goetheschen Denkens und Fühlens hineinstrahlt, mag zuerst aus lebendigem Gespräche leuchtend herausgefahren sein!

MICHAEL BERNAYS.

18. *Über Irrthümer Goethes*. Seit man daran ging Goethes Werke sorgfältig zu bearbeiten, machte man die Wahrnehmung, dass namentlich in seinen lebensgeschichtlichen Schriften der Dichter mancher Irrthümer sich schuldig gemacht habe — sowohl in Bezug auf persönliche Verhältnisse, als auch in Bezug auf Zeitangaben. Zwar hat Goethe, obschon er ein vortreffliches Gedächtniss besass, sich keineswegs leichthin auf dasselbe verlassen, sondern hat Tagebücher, Briefe, Schriften an-

derer Personen benutzt, auch sich ausdrücklich Mittheilungen von Freunden und Freundinnen erbeten, um seinen Erinnerungen zu Hülfe zu kommen. Allein vollständige Übereinstimmung mit den erzählten Vorgängen konnte schon deshalb nicht erreicht werden, weil theils kurze Andeutungen in den gedachten Quellen missverständlicher Auslegung zugänglich waren, theils Goethe bei ihrer Benützung sich genöthigt sah, über seine Auffassung der Verhältnisse und die Beweggründe seiner Handlungen zu einer Zeit zu berichten, zu welcher zum Theil schon mehr als ein halbes Jahrhundert seit den Begebenheiten verfloßen war, Goethe also selbst wesentlich andere Anschauungen in sich aufgenommen hatte und durch andere Gründe als früher sein Handeln leiten liess, so dass er kaum im Stande war, sich in die abgeschiedenen Zustände so zu versetzen, als wenn sie gegenwärtig wären. Wir aber können darin Goethe durch ihn selbst controliren, da nach seinem Tode zahlreiche von ihm selbst geschriebene Briefe an den Tag gekommen sind, an deren Hand wir auch sein inneres Leben fortlaufend kennen gelernt haben.

Dieses Auffinden und Feststellen von Irrthümern dient an sich der Wahrheit und ist daher förderlich, allein es hat den Nachtheil zu Folge gehabt, dass man sich manchmal bei nicht glattweg als richtig erkenntlichen Angaben Goethes mit Annahme eines Irrthums hilft, welche Annahme dann selbstverständlich nachgeschrieben wird und endlich als Thatsache gilt. Haben gewisse Leute, um ihrem Bedürfnisse, schnell Bücher fertig zu machen, zu genügen, mit solchen Irrthumsaufstellungen Missbrauch getrieben, so widerfährt es nun auch sorgfältig arbeitenden, das beliebte Mittel bei sich bietenden Anständen in Anwendung zu bringen. So auch Kalischer, der doch durch seine vorzügliche Bearbeitung von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften bewiesen hat, dass er wie irgend einer befähigt und bemüht ist, in seines Autors Gedanken einzudringen.

Der vorschwebende Fall, in dem auch Kalischer in einer Stelle Goethes einen Irrthum finden will, und gewiss mit Unrecht, ist folgender.

In den »Tag- und Jahresheften« 1820, Absatz 993, schreibt Goethe: »Als ich nun hierauf den durch den Wegebau immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Eger bestieg, sorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten desselben genau ansah, so musst' ich freilich zu der Überzeugung des Bergrath Reuss wieder zurückkehren und dieses problematische Phänomen für pseudovulkanisch ansprechen«.

Kalischer hat nun im 33. Theil der Hempelschen Goetheausgabe S. 523 diese Stelle als auf chronologischer Verwechs-

lung beruhend, bezeichnet und dies in der Zeitschrift »Die Natur. No. 52. Neue Folge. 6. Jahrg. Der Zeitung 29. Jahrg. 23. Dec. 1880«. S. 654 f. in Widerspruch gegen einen frühern Aufsatz von Toulou (ebenda No. 46 und 47) weiter ausgeführt. Er behauptet, gestützt auf Goethes Aufsätze über den Kammerberg in dem 1820 ausgegebenen Hefte »Zur Naturwissenschaft« und auf dessen 1823 gedruckten Bericht über die Besteigung dieses Hügels vom 30. Juli 1822, dass er denselben bis zu diesem Jahre noch für vulkanisch gehalten und erst 1823 sich der irrigen Ansicht angeschlossen habe, die ihn nur für pseudovulkanisch gelten liess.

Eigentlich ist es eine starke Zumuthung, Goethe in diesem Falle einer Zeitverwechslung zu beschuldigen; denn er schrieb den Absatz 993 der »Tag- und Jahreshefte« 1823 und wird doch damals genau gewusst haben, ob er erst in diesem selben Jahre oder aber schon früher die Meinung über die Beschaffenheit des Kammerbergs geändert habe. Bei genauerm Zusehen überzeugen wir uns denn auch, dass die Mittheilungen Goethes vor 1823 das nicht plan aussprechen, was Kalischer in ihnen findet, und dass Absatz 993 uns belehrt, wie sie verstanden werden müssen.

Es ist bekannt, dass Goethe neu gewonnene wissenschaftliche Überzeugungen mit grosser Vorsicht behandelte: er trug sich jahrelang damit, bevor er etwas darüber in die Öffentlichkeit gelangen liess. Im fraglichen Falle musste es ihm besonders sauer ankommen, eine bereits mit Zuversichtlichkeit vorgetragene Ansicht zu widerrufen. Sehen wir nun zu, wie lange er an der Vulkanität des Berges festhielt.

Im zweiten Heft »Zur Naturwissenschaft« (1820) steht der Aufsatz »Der Kammerberg bei Eger« allerdings noch fest auf diesem Standpunkte, allein er war der einfache Wiederabdruck des 1809 in Leonhards »Taschenbuch für die gesammte Mineralogie« erschienenen Aufsatzes. Bereits im dritten Heft dagegen sind in dem, nach Besteigung des Kammerbühls am 28. Mai 1820 geschriebenen Aufsätze sehr nachdrücklich die Gründe hervorgehoben, welche die Annahme der Pseudovulkanität zu rechtfertigen scheinen, und des Grafen Sternberg Brief an Goethe vom 25. November 1820, worin die Berge aufgeführt sind, durch deren Vergleichung mit dem Kammerberg ebenfalls dessen Pseudovulkanität wahrscheinlich gemacht wird, konnte Goethe nur in dieser Richtung bestärken.

Wichtiger ist indessen der, im ersten Heft des zweiten Bandes »Zur Naturwissenschaft« (1823) befindliche Aufsatz: »Wunderbares Ereigniss«. Worin besteht dasselbe? Lediglich darin, dass, nachdem Graf Sternberg, Berzelius und Pohl, mit denen Goethe den Kammerberg am 30. Juli 1822 abermals

bestiegen hatte, dessen vulkanische Eigenschaft zuzugeben geneigt erschienen hatten, »ein junger muntre Badegast« die Pseudovulkanität dieses Hügels behauptete. Was darin »Wunderbares« liegen soll, dass ein junger Mensch ohne Namen eine eigene Ansicht ausspricht, ist schwer zu sagen; die Überschrift des Aufsatzes nöthigt uns in letzterm etwas mehr zu suchen, als darin gesagt ist, etwas verborgen Wunderbares, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass Goethe seine eigne neu gewonnene Überzeugung einem ungenannten Badegaste unterschob -- als einen ballon d'essai -- bevor er mit dem unumwundenen Geständniss herausrückte, dass er seine frühere Meinung geändert habe.

Es geht aus gleichzeitigen Äusserungen Goethes überdies hervor, dass die leise angedeuteten Gründe, mit denen er den angeblichen Badegast zu widerlegen scheint, keineswegs ernst gemeint sind. Schon das Nachwort zu dem »Wunderbaren Ereigniss« verräth dies, indem Goethe darin mit Bezug auf die streitige Frage von der »versatilen Stimmung« spricht, »welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin- und herzuwiegen und vielleicht bei keiner zu verharren«. Ferner nennt er im Briefe an Staatsrath Schultz vom 5. September 1822 den Kammerbühl den »problematischen, neptunisch-vulkanistischen«, aber noch entschiedener fallen seine kurz zuvor, am 22. August 1822, geschriebenen Begleitzeilen ins Gewicht, mit denen er eine hauptsächlich dem Kammerberg angehörende Mineraliensammlung dem Stift Tepel übersandte. Darin heisst es: »Nähere Betrachtungen hierüber sind jedem Forscher vorbehalten: welche Übersicht man jedoch selbst zu gewinnen suchte, wird sich im nächsten Hefte ‚Zur Naturwissenschaft‘ ausweisen«. (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XIX. Jahrgang, 3. Heft 1881, 172.) Diese Ankündigung hätte keinen rechten Sinn, wenn Goethe bei Übersendung der Mineralien über deren Ursprung noch der, bereits vor 14 Jahren dargelegten Ansicht gewesen wäre, und überdies ist in den Aufsätzen des »nächsten Heftes«, d. h. des ersten Heftes vom zweiten Bande, eine »selbst gewonnene Übersicht« nicht kund gegeben, wenn nicht eben die Ansicht des »jungen muntern Badegastes« gemeint wäre.

Gesetzt aber auch, Kalischer wollte vorstehender Darlegung, wonach Goethe schon 1820, wenn auch nicht gleich mit völliger Entschiedenheit, von der Ansicht über die vulkanische Entstehung des Kammerbergs abgegangen ist, ferner widersprechen, so würde er doch noch immer nicht berechtigt sein, den Absatz 993 f. der »Tag- und Jahreshfte« einer chronologischen Verwechslung zu bezichtigen. Denn sieht man

sich denselben genau an, so ist darin durchaus nicht gesagt, dass Goethe schon 1820 zu der, von ihm früher aufgegebenen Ansicht des Bergrath Reuss, der den Kammerberg für pseudo-vulkanisch erklärte, zurückgekehrt sei, sondern nur, dass er durch die Besteigung des Berges im Jahre 1820 zu ebendieser Überzeugung gelangt sei. Goethe hatte keine Veranlassung, hier urkundlich das Datum festzustellen, an welchem er diese Überzeugung gewonnen hatte, sondern bei seiner Erzählung kam es ihm nur darauf an, seinen Meinungswechsel auf dessen Ursprung zurückzuführen.

Im Eingange gegenwärtigen Aufsatzes habe ich nicht in Abrede zu stellen vermocht, dass sich Irrthümer in Goethes Lebensberichten finden und ich selbst habe ihn eines solchen u. a. in der Anmerkung zu Absatz 625 meiner Ausgabe der »Tag- und Jahreshefte« (Werke, Hempel XXVII, 1) geziehen. Aus folgender Auseinandersetzung mag man ersehen, dass ich die Sache nicht leicht genommen habe; nur Raummangel hat mich abgehalten, in jener Anmerkung die Erörterungen ganz zu geben.

Die betreffende Stelle in Absatz 625, der mehrere, der Schlacht von Jena kurz vorangehende Begebnisse mittheilt, lautet dunkel: »Schelling gab eine Erklärung heraus, von Ths. beantwortet«. Nur dem Orte nach, an welchem dieser Satz steht, kann man vermuthen, dass er sich auf politische Ansichten bezog; sonst steht aber weder vorher noch nachher etwas, das mit ihm Zusammenhang hat und ihn zu erklären geeignet wäre. Ebenso wenig ist eine Erklärung Schellings damals erschienen, welche Johannes von Müller — dessen Recensionen in der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung« mit Ths. unterzeichnet sind — zu beantworten Veranlassung gehabt hätte. Nichtsdestoweniger ist es zweifellos, dass eine solche Erklärung Schellings gegen Müller und eine Gegenklärung des letztern zu jener Zeit geschrieben wurden. Die Veranlassung dazu deutet Böttiger im Brief an Müller vom 5. Februar 1807 an. (Briefe an Johann v. Müller. Herausg. von Maurer-Constant I, 430 f.) Doch war damals das Zerwürfniß zwischen den beiden Vorgenannten schon vorüber; denn am 1. November 1806 schreibt Schelling bereits an Windischmann (Aus Schellings Leben. In Briefen, II, 104): letzterer werde nichts gegen Müller Gerichtetes von ihm zu lesen bekommen, wenn seine Frau es nicht für Windischmann abschreibe. Es war demnach von Schelling etwas gegen Müller verfasst worden, das aber nicht veröffentlicht wurde. Die Unterlassung des Drucks klärt ein ungedruckter Brief Müllers an Eichstädt vom 21. September 1806 auf (im Eichstädtischen Archiv), woraus hervorgeht, dass Eichstädt eine Erklärung Schellings wider Müller

an diesen geschickt hatte, worauf letzterer antwortete: er möge dieselbe immerhin zum Abdruck bringen, jedoch zugleich mit seiner beigefügten Gegenerklärung. Dabei sprach er sich jedoch mit so warmen Ausdrücken über Schelling aus, dass dieser auf Mittheilung des Briefes durch Eichstädt, der Aufsehen zu verhüten wünschte, von seinem Angriff abstand.

Man könnte trotzdem sogar bestreiten, dass Goethe geirrt habe, da er ja von keiner *Veröffentlichung* von Schellings Erklärung und Müllers Beantwortung spreche und allerdings diese Schriftstücke von den beiden Gegnern herausgegeben worden seien, d. h. an Eichstädt. Aber so weit darf man wohl mit der Rettung nicht gehen, da doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche unter »gab eine Erklärung heraus« schwerlich etwas anderes zu verstehen ist, als: veröffentlichte eine Erklärung.

Der Irrthum ist auch leicht erklärlich. Goethe, der damals dem Herausgeber der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung«, Eichstädt, fortlaufend mit Rath und That an die Hand ging, hatte von Eichstädt die fraglichen Schriftstücke Schellings und Müllers mitgetheilt erhalten; als er die »Tag- und Jahreshefte« verfasste, fand er dieselben, dabei aber keine Nachricht über die unterbliebene Veröffentlichung. Daher setzte er dieselbe als erfolgt voraus. Es beweist aber dieser Vorgang wieder, dass Goethe nicht ohne Zugrundelegung von Urkunden seine Lebensgeschichte niederschrieb; denn hätte er jene Schriftstücke nicht zur Hand gehabt, so hätte er gar nicht auf den Gedanken gerathen können, das unterdrückte Zerwürfniß zwischen Schelling und Müller zu erwähnen.

FRHR. WOLD. V. BIEDERMANN.

19. »Die Wahlverwandtschaften« in Frankreich. P. Mérimée, dessen Anfänge Goethe mit Interesse verfolgt hat, fällt 1853 (*Lettres à une Inconnue* I, 328) folgendes eigenthümlich französische Urtheil über die Romane des Goetheschen Mannesalters: »Je lis *Wilhelm Meister* ou je le relis. C'est un étrange livre où les plus belles choses du monde alternent avec les enfantillages les plus ridicules. Dans tout ce qu'a fait Goethe, il y a un mélange de génie et de niaiserie allemande des plus singuliers: se moquait-il de lui-même ou des autres? Faites-moi penser à vous donner à lire à mon retour, les *Affinités électives*. C'est je crois, ce qu'il a fait de plus bizarre et de plus antifrançais«.

Und A. Dumas fils lässt seinen Rémonin (*l'Etrangère* 2, 1) folgende physikalisch-chemische Theorie der Liebe und Ehe geistreichelnd zum Besten geben: »L'amour fait partie de l'évo-

lution de l'être; il se produit à un certain âge, indépendamment de toute volonté et sans objet déterminé. On éprouve le besoin d'aimer avant d'aimer quelqu'un. C'est par là que l'amour appartient à la physique, qui traite des propriétés existant à l'intérieur des êtres; tandis que le mariage est une combinaison sociale qui rentre dans la chimie, puisque celle-ci traite de l'action des corps les uns sur les autres et des phénomènes qui en résultent... si vous êtes assez ignorant ou assez maladroit pour vouloir combiner deux éléments réfractaires, au lieu d'obtenir des fusions, vous ne constatez que des inerties, et les deux éléments restent éternellement en face l'un de l'autre, sans pouvoir s'unir jamais». ERICH SCHMIDT.

20. *Zur Geschichte der Thätigkeit Goethes in der Weimarschen Kriegskommission.* Die Thätigkeit Goethes in der Kriegskommission wird sich in ihrem vollen Umfange nicht mehr feststellen lassen, da die Acten dieser Kommission wahrscheinlich mit so vielem, was Goethes Wirken heute in interessanter Weise kennzeichnen liesse, als werthlos in die Papiermühle gewandert sind. Dass es hauptsächlich eine Verwaltungsthätigkeit war, die Goethe auszuüben hatte, liegt in der Natur der Sache. Wer weiss indess, ob seiner Initiative nicht manches Organisatorische zu verdanken war, welches z. B. in der Geschichte des kleinen Militarismus wenigstens heute eine grosse Rolle spielen würde.

Die damalige Kriegskommission bestand aus mehreren Räten, welche ihre Beschlüsse formulirten und diese dem Herzog zur Genehmigung vorlegten. Viel Interessantes hat sich unter diesen auch von Goethe eigenhändig unterschriebenen aber nicht immer selbst verfassten Concepten nicht erhalten. Diese beziehen sich auf die verschiedenen Militairpersonen, auf militairische Institute wie die Garnisonschule, deren materielle Lage meist bei den Erörterungen in Frage war; es waren kleine Verwaltungsfragen, welche Goethe zu behandeln und für die er die herzogliche Entscheidung herbeizuführen hatte. Unter dem Mancherlei was vorkam, ist wohl das Ergötzlichste, dass die Kriegskommission mit dem Rittmeister von Lichtenberg wegen Abgabe eines Paares wildlederner Hosen in Differenz gerathen war, welche ein für einen desertirten Husaren eingetretener Recrut natürlich erhalten musste. Goethe brachte die Frage in Fluss und schrieb folgendes Rescript *eigenhändig* nieder, welches als Beweis dienen mag, wie Goethe sich bereits 1779 in den abscheulichen Rescriptstil hineingearbeitet hatte und welcher Ausdrucksweise er fähig war.

Das Rescript lautet:

»V. G. G. Carl August Herzog zu Sachsen. etc. V. u. H.

R. l. g. Wir haben referiren hören, was Ihr wegen der bey Gelegenheit der an den für den desertirenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Berichts vom 10^{ten} hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beygefügt gewesen, anhero gelangen lassen. Um die Sache wieder in gehörige Ordnung zu bringen machen Wir Euch hiermit unsern Willen bekannt, dass die anno 1778 dem Husaren Corps geschaffte lederne Hosen bis ad annum 82 getragen, dagegen anno 84 wieder ein paar dergleichen halb von dem Beymontirungs Gelde von 78 bis 80 und halb von dem statt der sonstigen Tuchhosen abzugebenden Quanto gefertigt und solche bis 84 getragen werden sollen.

Wie Ihr nun künftig ohne der abgeschafften Tuchhosen weiter zu erwähnen in der Ordnung fort zu fahren habt, dass alle zwei Jahre ein Paar lederne Hosen jedes auf 4 Jahre zu tragen dem Corps gereicht werde: Also werdet Ihr zugleich in dem gegenwärtigen Falle die 3 rthl. 6 gr. 9 pf. dem Rittmeister von Lichtenberg zu restituiren und ihm unsre Willensmeynung bekannt zu machen, hiermit angewiesen. An dem etc. (geschieht unser Wille) u. Wir (bleiben euch in Gnaden gewogen.) Weimar den 12 May 1779«.

C. A. H. BURKHARDT.

21. *Goethe und Frau Rehberg, geb. Höpfner*. Über die Art, wie sich Goethe 1772 bei Höpfner in Giessen einfuhrte, gab es bisher zwei Versionen: Goethes Bericht in Dichtung und Wahrheit (3, 94 L.) und Höpfners Erzählung bei Karl Wagner in den Merck-Briefen 3, 110. Eine dritte Version theilt Herr Obersteuerrath Hallwachs in Darmstadt mit, derselbe, dem wir die Kenntniss einer vortrefflichen Silhouette Goethes (Rollett, Goethe-Bildnisse S. 29) verdanken. Seine Stiefgrossmutter, Höpfners Frau, erzählte ihm den Vorfall, als er etwa 14 Jahre alt war, folgendermaßen:

»Eines Tags meldete sich ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und mit linkischer Haltung zum Besuche bei Höpfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Professor etwas zu sprechen. Höpfner, obgleich damit beschäftigt, sich zum Gang in eine Vorlesung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weise, wie sich derselbe beim Eintreten und Platznehmen anstellte, liess Höpfner vermuthen, dass er es mit einem Studenten zu thun habe, der sich in Geldverlegenheiten befinde. In dieser Ansicht wurde Höpfner dadurch bestärkt, dass der junge Mann damit seine Unterhaltung anfang, in ausführlichster Weise seine

Familien- und Lebensverhältnisse zu schildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken liess, dass diese nicht die glänzendsten seien. Gedrängt durch die herannahende Collegstunde entschloss sich der Professor sehr bald, dem jungen Mann ohne Weiteres eine Geldunterstützung zufließen zu lassen und damit zugleich der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch diese Absicht dadurch zu erkennen, dass er nach dem Geldbeutel in seiner Tasche suchte, so wendete der vermeintliche Bettelstudent das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und entfernte sehr bald den Verdacht, dass er gekommen um ein Geldgeschenk in Anspruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, dass der Herr Professor eine andere Ansicht von ihm gewonnen, nahm das Gespräch jedoch die alte Wendung und die Andeutung des Studenten, dass es schliesslich doch auf das Verlangen nach einer Unterstützung abgesehen sei, wurde immer verständlicher. Nachdem Höpfner auf diese Weise ein und das andere Mal sich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten und dann wieder davon abstehen zu müssen glaubte, entfernte sich der Student rasch und liess den Herrn Professor voll Zweifel und Vermuthung über diesen räthselhaften Besuch zurück.

Als Höpfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Lokal trat, wo sich die Professoren der Universität gesellschaftlich zusammen zu finden pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppiert, theils sitzend, theils stehend, ja einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Collegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfners Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe nach und nach sich so gestaltet, dass Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten.

Höpfner voll Verlangen den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt. Höpfners Erstaunen lässt sich denken«.

Die vorliegende Version ist deshalb merkwürdig, weil sie, von Goethes Erzählung augenscheinlich unabhängig, zu derselben besser stimmt, als der angebliche Bericht Höpfners bei Karl Wagner. Es war sehr unvorsichtig, hier, wie Düntzer in seinen Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit 2, 181 thut, die Wagnersche Überlieferung ohne weiteres als That-

sache zu behandeln und so dem Goetheschen Bericht entgegenzustellen.

Man weiss aus der oben angeführten Stelle der dritten Merckschen Briefsammlung, dass nach vielen Jahren Höpfners an den Hannöverschen Geh. Cabinetsrath August Wilhelm Rehberg verheirathete Tochter Marie den Scherz erwiderte oder, wie sich Wagner wunderlich ausdrückt, ihren Vater an Goethe rächte. Sie führte sich als eine Bäuerin, als eine Verwandte des Geheimraths Göz in Rüdesheim bei ihm ein. Wagner setzt die Scene nach Marienbad und ins Jahr 1816. Marienbad ist richtig, aber 1816 unmöglich und vielmehr in 1823 zu corrigiren.

Frau Rehbergs eigener brieflicher Bericht darüber, vom 30. November 1823, liegt uns in einer von Herrn Obersteuerrath Hallwachs mitgetheilten beglaubigten Abschrift vor und lautet:

»Welch eine Geschichte haben Sie mir von Goetz erzählt! Wirklich ich musste dreimal lesen, eh ich mich überzeugen konnte, dass Sie das wirklich geschrieben hätten! Peinlich wird mir doch immer der Gedanke bleiben, den Freund zum Instrument in einer Posse gebraucht zu haben, über dem schon der schwarze Todesengel schwebte. — Aber die ganze Posse überhaupt war vielleicht nicht löblich! — Indess ich unternahms im Vertrauen auf den Catechismus, der da spricht: Nothlüge ist erlaubt. Und da der Erfolg den Helden oder den Thoren macht, so darf ich ja wohl dreist den Kopf in die Höhe heben.

Gern möchte ich Ihnen und H. [Hallwachs] recht viel vom Gespräch mit Goethe erzählen können, aber es geht aus vielen Gründen nicht. Am Morgen, da ich bei ihm allein war, blieb natürlich die Unterhaltung in der Sphäre der Gewöhnlichkeit; ich hatte mich so gut in meinen Basenmantel eingemummt, dass ihm gar kein Zweifel aufsteigen konnte, als habe ich je eine Zeile von ihm gelesen, ja ob ich überhaupt lesen und schreiben könne blieb ungewiss. »Ach sage Se mer doch, Ihr Exelenz, ob Se sich wieder recht gut befinde, ach wie wird sich mein Herr Vetter freie! und viele, viele Leit werde sich freie! Is es denn wahr, dass Sie sich selbst curirt habe? — Die Leit habe sagt die Dokter hätte Sie nicht ksund mache könne«.

Er kam nicht aus dem Lächeln über die komische Base, zog sie immer wieder aufs Canape und sagte, ob sie denn heute nicht in Marienbad bleiben wolle? — »Ach nein, Ihr Ex. sehn Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat 'absolut nich herkwollt; aber ich hab'n soviel kbitt, bis ers kthan hatt. — Mer wolle nach Prag, das soll e schöne Stadt sein, und

zu Dresde, soviel schöne Bilder« etc. Was war auf solches Zeug zu antworten und was konnte man so einer Base sagen?

Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt, und ihn womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merk u. s. w., aber Rehberg wollte doch auch sein Theil von ihm haben, und blieb »als verwünschter Dritter« dabei sitzen — ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen, halb taub und so entgegen mir Vieles, was er mit R. über allerley litterarische Gegenstände, und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Correspondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, Manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoss zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Correspondenz der Welt bald möglichst zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sey geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merk, wobey er ein Wort aussprach, was das ganze Leben Rehbergs bezeichnete und mir mit einem Blitzstral den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat. Ach! konnte ich nicht umhin, im Stillen zu seufzen: wer das R. vor 30 Jahren zugerufen hätte! Und wenn ers hätte befolgen können! — Aber hier erkannte ich *meinen* Dichter, an dem ich vor Allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft. — Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres, als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner innern Kraft und Vollendung aufs vollkommenste bewusst und lässt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, dass er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, da sie soviel nützliches beschicken. »Ja«, sagte er freundlich, »das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst Einer bin«. — Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht sich ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für Deine gute Absicht. — Die wenigen gütigen Zeilen, die er mir ins Reise-Stammbuch schrieb, habe ich Ihnen, glaub ich, schon mitgetheilt. — Beim Abschied nahm er noch zwey Steine aus seiner Mineraliensammlung und gab sie mir mit den Worten: »Ich muss Ihnen doch auch ein Andenken schenken, da sind ein paar Steine, aber ich nenne sie Ihnen nicht, denn wir haben auch unsre Geheimnisse. Fragen Sie nur den ersten besten Mineralogen danach«.

Auf meine Frage sagte mir Hausmann¹: der Eine heiße: Pyroxéne, der Feuergast, der Andere Amphibole, die *Zweydeutige*. Da hatte ich also meine gnädige Strafe. So endete mein liebes, glückliches Abentheuer. Nur musste ich leider mit dem Erzvater Jacob beym *Camoens*² ausrufen:

Zu kurzes Leben für so lange Liebe!

Dass er liebenswürdig war, darf man um so weniger bezweifeln, da er zwey Personen zugleich so erschien, wovon die Eine eine alte tiefe Abneigung mitbrachte, die Andre eine alte enthusiastische Liebe. Die Erste ward ausgelöscht; die Liebe — »statt zu sterben, ward der Fuchs erst nur recht lebendig«.

Da haben Sie Alles, lieber Heumann, was ich sagen kann; vielleicht kann ich einmal im mündlichen Gespräch die flüchtige Skizze noch etwas ausfüllen«.

So weit Frau Rehberg. Die Anspielung auf das Lied »Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg« bedarf keiner Erläuterung. Der ganze Bericht ist nähere Ausführung von etwas, was der Adressat im allgemeinen bereits weiss. Die Bemerkung über Göz im Eingang und die Erwähnung des »Herrn Veters« im Gespräch mit Goethe bestätigt Wagners Angabe, dass sich Frau Rehberg als eine Verwandte von Göz in Rüdesheim einführte. Wenn aber Wagner erzählt, Frau Rehberg habe sich harthörig *gestellt*, so wird das hier berichtigt. Wenn Wagner behauptet, Goethe sei seinem Besuche gleich nachgeeilt und habe dann mit Herrn und Frau Rehberg (nicht »v. Rehberg«) viele heitere, interessante Stunden verbracht: so scheint sich aus den Worten der Frau Rehberg vielmehr zu ergeben, dass überhaupt nur zwei Zusammenkünfte stattfanden, der Besuch der verkleideten Frau Rehberg am Vormittag und der Besuch von Herrn und Frau Rehberg am Nachmittag; am Nachmittag wollte sich Frau Rehberg ihren Pardon holen, d. h. doch auch: sich erst zu erkennen geben. Man wird daher gut thun, den Einzelheiten der Wagnerschen Erzählung auch sonst ein vorsichtiges Misstrauen entgegen zu bringen.

Der Name Rehbergs ist Jedem bekannt, der sich mit der Geschichte Deutschlands seit der französischen Revolution etwas mehr als oberflächlich beschäftigt hat. Er war als Politiker eine der sympathischen Persönlichkeiten, welche unbeirrt von

¹ Ludwig Hausmann, Professor in Göttingen, Mineralog und Geolog, geb. 1782, gest. 1859: A. D. Biogr. 11, 94.

² In einem Sonette des Camoens sagt Jacob, da er Lea statt der Rahel erhalten, und von neuem sieben Jahre dienen muss: »Gern dient' ich länger, wäre nicht so kurz das Leben für so langes Lieben« (Übers. Storck 2, 31; A. W. Schlegel 4, 262 Böck.).

der stärksten alles fortreissenden Mode, dem sogenannten Zeitgeist entgegengesetzt, dieser Mode, diesem Zeitgeist die Vergänglichkeit anfühlen und, indem sie mit starken Wurzeln in der Vergangenheit haften, zugleich der Zukunft vorarbeiten. Er gehörte zu den entschiedensten Gegnern der französischen Revolution in Deutschland. Er war ein genauer Kenner Englands: »einer vierzigjährigen Beschäftigung mit den Parlamentsverhandlungen«, schrieb er 1823 an Perthes (Perthes Leben, 6. Aufl. 3, 33) »verdanke ich den grössten Theil der Bildung meiner politischen Denkungsart«. Als aber die Lehren von Adam Smith unter seinen Landsleuten um sich griffen, blieb er kühl und kritisch: die *Principles of political Oeconomy* von Sir James Steuart hielt er höher, als Adam Smiths berühmtes Werk (vgl. Roscher, *Gesch. der National-Ökonomik* S. 744). Er war, als ein Deutscher, durch die Metaphysik hindurchgegangen. Aber er bildete zugleich das Bindeglied zwischen Justus Möser und der historischen Schule. »Weit grösseren Werth, als alle Prinzipien«, erzählt er (*Sämmtl. Schriften* 2, 20) »hatte für mich der tägliche Umgang mit Möser« . . . »durch ihn ward mir die bürgerliche Welt, so wie sie vor der Revolution beschaffen war, und die ich in den Verhandlungen des englischen Parlaments nur aus einer oft idealisirenden Ferne betrachtete, ganz nahe gebracht« (ibid. 22). Andererseits war Niebuhr von Kindheit an ein grosser Verehrer Rehbergs¹, und 1828, als er den ersten Band von Rehbergs sämmtlichen Schriften las, schrieb er: »Ihn persönlich kennen zu lernen und mit ihm zu discutiren, ist mir fast wichtiger, als Goethen kennen zu lernen« (*Lebensnachr.* 3, 215).

Es verlohnt schon, sich zu vergegenwärtigen, wie ein solcher Mann über Goethe gedacht. Leider ist das nicht so leicht möglich. »Ausführliche Betrachtungen über die Eigentümlichkeiten der Werke dieses reichsten Geistes und grössten Talents unter den deutschen Dichtern, über seine Grundsätze vom Wesen der Poesie und der Künste und über seinen Einfluss auf die deutsche Nation« wollte Rehberg in einem Bande seiner sämmtlichen Schriften (s. eben diese 1, 406) mittheilen; aber der Band ist nie erschienen. Wir würden daran vielleicht ermesen können, ob der Besuch von 1823 Rehbergs »alte tiefe Abneigung« gegen Goethe, wie Frau Rehberg sagt, wirklich bleibend auslöschte.

¹ Pertz, *Leben Steins* 1, 159 (in Niebuhrs *Lebensnachrichten* kann ich eine dafür beweisende Stelle nicht finden). Pertz 1, 12 f. 158—161 spricht über Rehbergs Verhältniss zu Stein. Über Rehbergs Antheil an der Hannöverschen Regierung vgl. Gervinus *Gesch. des neunzehnten Jahrh.* 2, 418—429. Im Allgemeinen s. *Neuer Nekrolog der Deutschen* 1836, I. 491—501; auch Mohl *Gesch. und Lit. der Staatsw.* 2, 366 f. Rehberg lebte vom 13. Jan. 1757 bis zum 9. Aug. 1836.

Nach alter tiefer Abneigung klingen die Äusserungen in den sämtlichen Schriften allerdings nicht, wie schon die angeführten Worte zeigen können. Aber Rehberg war und blieb in seinen Empfindungen Goethe gegenüber getheilt; etwa wie Niebuhr: — ich erinnere nur an dessen kräftige Hauptstelle: »Der jugendliche Goethe gehörte auch [wie Niebuhr selbst] mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt, als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts; mehr in Dantes und Boccaccios Florenz, als in das Ferdinands des Dritten; oder vielmehr, er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn, auch dem achtzehnten Jahrhundert gerecht sein zu mögen? Aus dieser Italienischen Reise [die Niebuhr eben las] ging der Grosscophtha hervor, und was alles sonst die grosse und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt« (Lebensnachr. 2, 289 f.).

Rehberg war *getheilt* in seinen Empfindungen gegen Goethe, wie Niebuhr; aber er war nicht *in demselben Sinne* getheilt, wie Niebuhr.

Niebuhr stellte den Götz und Faust auf eine Linie. Rehberg feierte Goethe als die unerwartete Erscheinung eines wirklich nationalen Dichters; er feierte den Götz (Sämmtl. Schr. 2, 3¹): aber er fand »Gemeines und Geschmackloses« im Faust und hielt diejenigen, welche darüber entzückt waren, für Menschen, »welche mehr das Starke lieben, als das Edle und Schöne« (ibid. 1, 405 f.).

Rehberg schätzte Herrmann und Dorothea, er schätzte die Iphigenie so hoch, wie den Götz. Aber er konnte nicht begreifen, wie Goethe seine Kraft an eine Übersetzung von Rameaus Neffen verschwenden mochte. Er lobte die Anmerkungen zu dem Buche, bedauerte aber, dass sie im Gefolge einer so »unwürdigen Arbeit« auftraten und nicht vielmehr zusammenhängend dargelegt waren (ibid. 1, 402). Er hob Goethes Satz »Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an« und dessen nähere Ausführung missbilligend hervor und erklärte: »Es ist durchaus unmöglich, den Menschen so vom Künstler zu trennen. Alle Werke schöner Künste, vorzüglich

¹ Diese Äusserungen Rehbergs (1831) stehen vielleicht ein wenig unter dem Einflusse von Tiecks Vorrede zu Lenz (1828): z. B. S. LXIX »Goethe der wahrhafte deutsche Dichter, der sich nach langer Zeit, nach Jahrhunderten wieder zeigte«. Aber sie finden sich allerdings schon ähnlich in der Recension der Wahlverwandtschaften, von der im Texte gleich die Rede sein wird. Rehbergs Verhältniss zu Tieck, das gerade um 1830 blühte, wird durch die wenigen Briefe, die uns Holtei (Briefe an Tieck 3, 98) gönnt, nur unvollständig beleuchtet. Von Rehberg rührt bekanntlich der Brief her, welcher den Schluss von Tiecks Einleitung zu Lenz bildet (Köpke Tieck 2, 62 f. 281).

der Poesie, quellen aus dem Innersten des Gemüths hervor . . . Verbannt man alle moralischen Rücksichten aus dem ästhetischen Urtheile, so würdigt man die schönen Künste zu Gaukelspielen herab, die zum Zeitvertreibe dienen« (ibid. I, 403 f.).

Rehberg liess den Werther gelten; er hatte am Wilhelm Meister allerlei bewundernd zu tadeln; aber er wollte von den Wahlverwandtschaften nichts wissen. »Wohin ist es jetzt mit unserer Nation gekommen,« rief er aus, dass der Verfasser des Götz, der Iphigenie, des Wilhelm Meister »glaubt, ihr die Wahlverwandtschaften geben zu dürfen, ohne von seinem Ansehen einzubüssen; oder gar ihr geben zu müssen, um sich dabei zu erhalten, dass er die ausgezeichnetsten Favoritlesebücher liefere?«

Da glaubt man freilich eine tiefe Abneigung herauszuhören! Der Satz steht in einer Recension der Wahlverwandtschaften, welche den Jahrgang 1810 der (Halleschen) Allgemeinen Literatur-Zeitung eröffnete.

Rehberg sagte seine ganze damalige Meinung über Goethe. Es scheint, dass ihn an der Iphigenie noch das Griechische, an Herrmann und Dorothea die Hexameter störten: worin er ja teutonische Literarhistoriker zu Nachfolgern hatte. Er sprach Goethes theatralischen Schriften die eigentliche Bühnenwirkung ab und hielt seinen Tragödien Klings Zwillinge, seinen Schau- und Lustspielen »Schröders Schöpfungen« entgegen! Er erzählte den Inhalt der Wahlverwandtschaften und nahm die Charaktere durch. Er erklärte den Eduard für einen baronisirten Wilhelm Meister, den er hinwiderum als einen charakterlosen Laps bezeichnet hatte, so dass Eduard schliesslich kurzweg als »Baron Laps« figurirt. Er behauptete, Ottilie sei nicht ein echtes Kind von des Dichters Geiste, sondern sündhafter Weise erzeugt, in doppelter Erinnerung, an Mignon und an ein altes Bild von Masaccio oder Giotto. Er glaubte, nicht uneben, eine Verwandtschaft zwischen Luciane und der natürlichen Tochter herauszufühlen. Und er meinte schliesslich: »Wie kann man aus solchen Geschöpfen eine Tragödie machen! O göttlicher Sophokles, heiliger Shakespear, Richardson, Rousseau, und wer sonst das menschliche Herz durch den Kampf der Leidenschaft mit dem Gefühle des Erhabnen zu bewegen wusste! Hat der Verf. des Werthers und der Iphigenie hier sich selbst oder sein Publikum verspotten wollen?«

Die Recension gehört unstreitig zu dem Bedeutendsten, was jemals gegen Goethe geschrieben wurde. Man kann das meinen Auszügen zwar nicht ansehen; aber wenn ich den Aufsatz ganz abschriebe, so würde es jedermann zugeben. Die Widerlegung dessen, was Rehberg vorbringt, müsste sofort auf die höchsten prinzipiellen Fragen der Literaturwissenschaft und Ästhetik führen. Eine Erwiderung im Morgenblatt vom 14. Juli 1810 war sehr schwach.

Rehberg vergleicht das Motiv, dass Eduard aus Überdruß des Lebens in den Krieg zieht, mit dem gleichen Motiv in der *Corinne* der Mme. de Staël. Wilhelm Grimm vermuthet, dass Rehberg auch die *Corinne* in der Allgem. Lit.-Zeitung vom 29. October 1807 angezeigt habe. Dann ist, wie ein Selbstcitat ergibt, Rehberg ferner der Verfasser der Anzeige des Heinseschen Ardinghello in der A. L. Z. v. Jahre 1788. Und schon nach diesen Proben müsste es äusserst lehrreich sein, Rehberg als Recensenten auf ästhetischem Gebiete verfolgen zu können.

Dieser Mann nun, mit einer reichen und selbständigen literarischen Bildung ausgestattet, halb Goethes Bewunderer, halb sein schroffer Gegner, im Sommer 1823 Goethe gegenüber und Goethe gegen ihn von siegreicher Liebenswürdigkeit: ist es nicht eine symbolische Scene?

Der Besuch blieb auch für Frau Rehberg nicht ohne Folgen. Sie besass, wie Georg Waitz von ihr persönlich weiss, Goethesche Briefe¹: aber sie hat dieselben vernichtet.

Die Existenz eines Briefes von Goethe an Rehberg (vom 3. Febr. 1804) setzt Herr von Biedermann (Goethes Briefe an Eichstädt S. 244) nur durch ein Versehen voraus: es handelt sich (ibid. S. 40) deutlich um einen Brief an Sartorius, der übrigens, falls ihn Goethe wirklich schrieb, noch nicht wiedergefunden ist (vgl. Strehlke 2, 140). WILHELM SCHERER.

22. *Jeanette Brossard* gehört trotz manchen Aufklärungen, welche über ihre Persönlichkeit gebracht worden sind, noch immer zu den mysteriösen Gestalten, mit denen auch Goethe im Verkehr stand. Schwerlich kann man erweisen, dass Goethe ihre persönliche Bekanntschaft früher als der Herzog Carl August gemacht habe. Erst durch diesen wird Goethe auf die Persönlichkeit der Jeanette Brossard aufmerksam geworden sein, um sich wiederholt, namentlich mit der Besserung ihrer materiellen Lage beschäftigen zu müssen.

Einige von mir bei Kassation von Rechnungsbelegen der Weimarischen Kammercentralkasse gerettete Briefe der Brossard liefern den unumstösslichen Beweis, dass die erste Bekanntschaft Carl Augusts auf das Jahr 1771 zurückzuführen ist, wo der junge Herzog mit seinem Bruder Constantin eine Reise nach Frankreich unternahm. Es ist wahrscheinlich, dass Jeanette Brossard in Epernay², wo sie sich im Wesentlichen aufgehalten

¹ Es wäre freilich nicht *unbedingt* ausgeschlossen, dass sie solche schon vor der Begegnung in Marienbad erhalten hätte.

² Vgl. unten den Brief, dann die eigenhändige Quittung von 1789 26. Sept., 1798 19. Jan., einen Brief vom 20. Nov. 1797 und eine Quittung vom 1. Nov. 1801, sämmtlich aus Epernay datirt. Sie hielt sich freilich auch 1776 in Paris, und wie Geiger (G.-J. IV, 199) uns zeigt, 1779 in Metz auf.

zu haben scheint, die Bekanntschaft Carl Augusts machte, welche ihr eine lebenslängliche Pension von 500 Livres eintrug. Es entzieht sich der Forschung, was den jungen Herzog zu dieser hochherzigen Gabe bewog, denn über die Familien- und persönlichen Verhältnisse hat sich bis jetzt nichts als die unglückliche Lage der Brossard feststellen lassen, die sie auch nach einer 20jährigen Bekanntschaft mit dem Herzog betont. Sie schreibt am 26. October 1791 aus Epernay an den Herzog einen Brief folgenden Wortlautes¹:

Mon Seigneur!

C'est une infortunée, qui n'a d'autre existence *depuis vingt ans* que celle, que Votre Altesse lui fait et qui n'oubliera jamais, combien Votre coeur et bon et compatissant, c'est ce qui me décide à oser m'adresser directement à Mon Seigneur pour le supplier de me faire payer Sa pension viagere, que vous avez bien voulu m'accorder.

Recevez avec Votre bien veillance ordinere les assurances du respect profond avec le quelle je cesseres d'etre de Votre Altesse Serenisime

Epernay le 26 ^{8^{bre}}
1791.

La tres humble
et tres obeissante
servante Jeanette
Brossard

Si ces 500 Livre pouvoit seulement s'ogmenté cette année, j'amaïs je n'en eu si grand besoin mes dettes payée, il me restera si peu de chose que je ne sais.

Dass Goethe ebenfalls wegen Bezahlung der Pension in Activität gesetzt wurde, ist bekannt, die Einträge in sein Tagebuch der Schlesischen Reise von 1790² beweisen dies. Die unregelmässige Abführung der Pension, welche, wie es die Mittel der Chatulle zuliessen, bald aus dieser, bald aus der Kammerkasse bezahlt wurden, veranlasste die Brossard wiederholt klägliche Mahnbrieife nach Weimar zu richten. Als die Pension von 1796—1797 rückständig war, schrieb sie an Bertuch folgenden Brief:

Epernay ce 20 ^{9^{bre}}
en Champagne 1797.

Monsieur

Je conte les instants, l'année est si longue, que je vois arrivée le moment de touchée ma pension avec grand plaisir,

¹ Diplomatisch genau wiedergegeben.

² Vergl. Zarncke, Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790 Seite 18 u. 28.

je ne consois pas ce retard cette année, nous voila au 20 novembre et je n'ai aucune espoir. Je Vous supplie Monsieur sitôt ma lettre recue de taèher de me la procurer. J'ai osee écrire, il y a six semaine a Monseigneur le Duc, je me flattois, qu'il écouteroit une Malheureuse, qui n'a d'autre espoir, qu'en ces bontés.

Vous m'avez toujours obligée en grace Monsieur continuez le même zeile a Votre très humble servante Jeannette Brossard.

C. A. H. BURKHARDT.

23. *Aus J. Chr. Kestners Stammbuch.* W. Herbst hat in seinem Buche »Goethe in Wetzlar« (Gotha 1881), S. 88 und 215 einzelne Mittheilungen aus Kestners Stammbuch gegeben. Die Inschrift von G. C. Lichtenberg, die er mittheilt, hat übrigens ein Datum, nämlich: Göttingen, 11. März 1765. Das Stammbuch, das jetzt im Kestnerschen Archiv zu Dresden aufbewahrt wird und mir dort von dem Besitzer freundlichst vorgezeigt wurde, enthält doch mehr Inschriften, die der Beachtung werth sind, als Herbst anführt. Von berühmten Namen ist z. B. Saussure vertreten. Zwei andere Inschriften seien hier mitgetheilt. Die eine lautet:

Der Fromme singt dem Blitz entgegen
Und sieht der Elemente Krieg,
Sieht Erd und Himmel sich bewegen
Und hüllt in seine Unschuld sich.

Leben Sie wohl, liebster Freund, glücklich unter dem Schutze der Tugend und in der Gesellschaft Ihrer Musen vernügt. Denken Sie in denen Stunden, die Sie der Freundschaft heiligen, an den Ihrigen zurück. J. G. Jacobi aus Düsseldorf. Göttingen 26. Sept. 1763.

Die andere:

Ich selbst.
Genug mit Dir bekannt, o Welt! Nun keine Zähre
Dir mehr zu weihn,
Verachte ich Dein Glück, um mich in besserer Sphäre
Dereinst zu freun.
Lass welchen Liebling Du nur wilt, um mich stolziren
Ihm lache ich
Und bald vergess ich ihn, mich will die Weisheit führen:
Drum flieh' ich Dich!

Etwas aus der epischen oder stoischen Philosophie. Ich weiss nicht, ob Du die Grundsätze richtig finden wirst; es mag drum sein. Nur bitte ich, nicht an meiner ewigen Er-